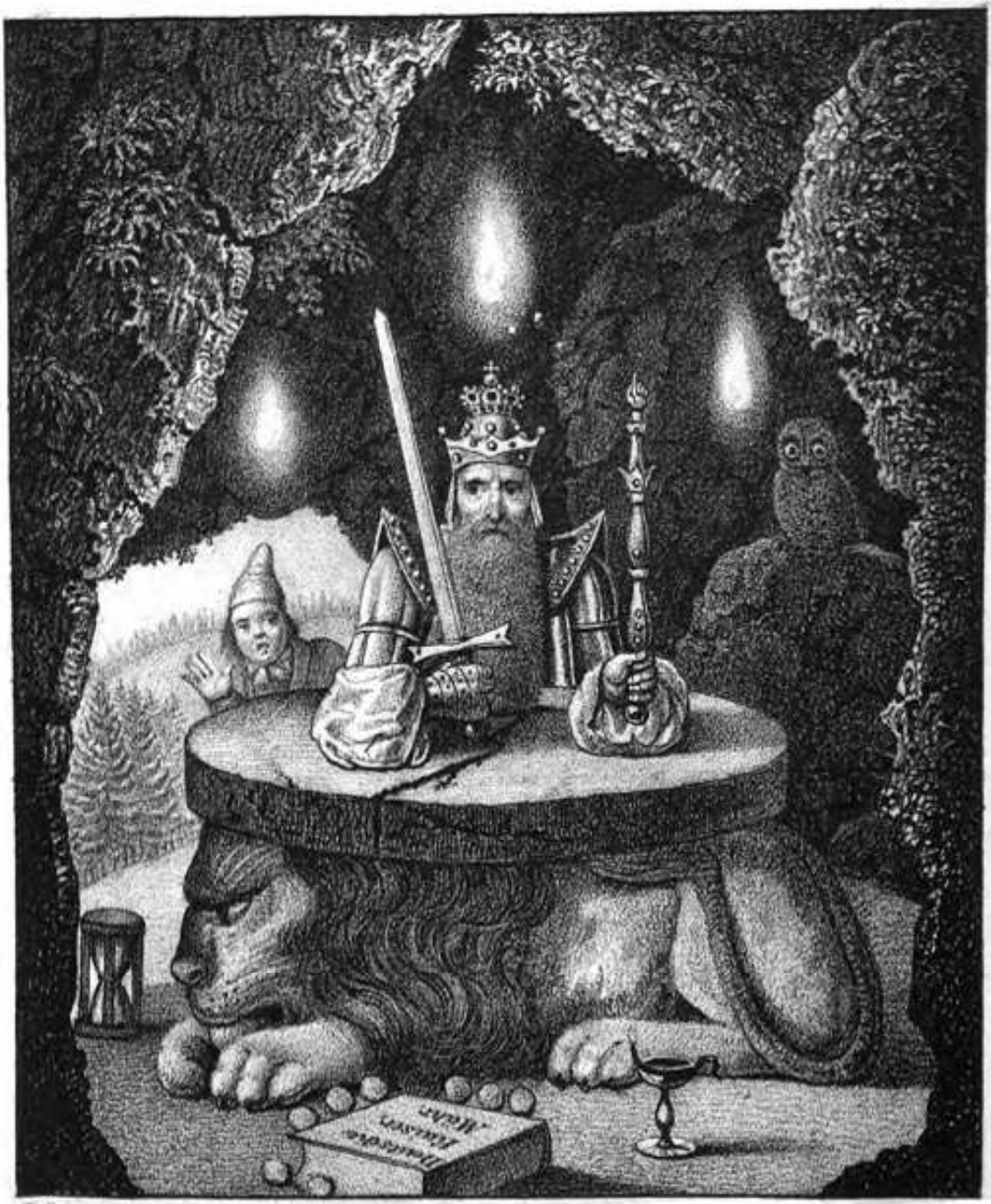
Abendländische
Tausend und eine Nacht
oder:
die schönsten Mährchen und Sagen
aller
europäischen Völker.
Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet
von
J. P. LYSER.
Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
II. Bändchen 2 Abtheilung.
Meissen,
bei F. W. Goedsche



Lügner del.

Der Kiffhäuserberg.

Abendländische

Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet

von

J. P. Lyser.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Zweites Bändchen.
2. Abtheilung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1838.

Sechs und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung des zweiten Mährchens von Rübezahl.)

Den Herrn Rübezahl — (so wollen wir den Geist in der Folge mit dem Volke nennen) hatte der Schwank baß ergötzt und bekam er Geschmack daran, mit den Menschen sich hie und da einen Zeitvertreib zu machen, unbekümmert, ob es ihnen wohl oder weh thun würde; ungefähr so, wie es einen lustigen Kater nicht in seiner Katerseligkeit stört, was die armen Mäuschen empfinden, wenn er mit ihnen kurzweilend, bald das Sammetpfötchen, bald die scharfen Krallen gebraucht. —

Da er von den Menschen selbst wußte, daß sie besonders geneigt, sich vor einem rußigen Köhler mit glühenden Augen und rothen Bart zu entsetzen, so beschloß er, eine ähnliche Maske für die Zukunft als Lieblings-Costüm sich zuzulegen, doch sträubte seine Eitelkeit sich gewaltig gegen die Zuthaten von Horn und Kuhschwanz: er ließ sie weg und gebrauchte sie nur in höchst dringenden Fällen zur Verstärkung des Effekts,

wenn er jemanden recht erſchrecken wollte, wo er beide Auswüchſe dann urplötzlich ſich anherte. —

Einige Köhlerhütten waren an verſchiedenen Punkten ſeines obern Gebiets ſchnell errichtet und er hauſete bald in dieſer bald in jener, je nachdem durch dieſen oder jenen Theil des Gebirges die meiſten Wanderer zogen.

Bald merkten denn die Menſchen, daß es wirklich im Gebirge nicht ſo ganz geheuer ſey — bis dahin hatte zwar immer einer dem andern erzählt vom Berggeiſt und ſeinen Streichen, aber keiner war ihm noch ſelber begegnet, und die da behaupteten, ihn geſehen zu haben, behaupteten auch, wie der Großknecht Michel, die Kunſt zu verſtehen, ihm zu imponiren. — Damit aber hatte es bald ein Ende, und Niemand wagte es fortan mehr — (wenigſtens, ſo weit des Geiſtes Gebiet reichte, ſich auf Koſten Rübezahl's zum Helden zu ſtempeln; und wohl eingedenk ſeiner Warnung, nannten ſie ihn fortan nicht mehr öffentlich bei ſeinem Spottnamen, ſondern ſehr höflich „den Herrn des Gebirges."

Wenn ein Geiſt, wie Rübezahl, der früher hinlängliche Empfindſamkeit kund gab, umſattelt und luſtig wird, ſo kann ſich ſeine Luſtigkeit manchmal recht anmuthig, faſt kindlich geſtalten — in der Regel aber iſt ſie doch mehr kindiſch und läppiſch, und nicht ſelten hat ſie einen etwas anſäuerlichen Beigeſchmack.

Daß unſerm Rübezahl die Anmuth und reine Kindlichkeit nie ganz fremd wurde, werden wir in der

Folge ſehen; fürs Erſte aber hatt' er Gefallen an loſen Schwänken gefunden, und die übte er nun nach Herzensluſt. — Beſonders hatte er's auf die flinken Bauermädchen abgeſehen, in deren Munde ſeine Unglückshiſtorie hauptſächlich fortlebte, und die der Liſt der ſchönen Livia immer mit Wohlbehagen gedachten, was unſerm eitlen Berggeiſt ſchlecht behagte. — Wir wollen nicht davon reden, wie er — wenn eine hübſche Dirne über den Gebirgskamm wanderte, alle Winde auf ſie hetzte, daß ſie mit ihren Gewändern das unverſchämteſte Spiel trieben, zum großen Gaudium ſeiner untergebenen Gnomen, welche als Spottvögel die Arme umkreiſten.

Kam aber gar ein verliebtes Pärchen über den Bergrücken, dann ging der hämiſche Spuk erſt recht los! und wehe den guten Leutchen, wenn ſie ſich's einfallen ließen, zärtlich zu koſen — zwar wehte dann kein Sturmwind — im Gegentheil! — laue Lüftchen nur waren zu verſpüren, und von ſchwellenden Mooſsitzen her dufteten und lachten allerlei hübſche Blümchen, ſo daß dem Pärchen die Luſt anwandelte, hier ein bischen zu ruhen. — Das aber war's eben, was der ſchalkiſche Geiſt gewollt hatte! denn kaum waren die erſten zärtlichen Blicke und Worte auf der Mooſsbank gewechſelt, ſo verſank ſelbige mit einem Ruck und das ſchwärmende Paar wälzte ſich in einem garſtigen Sumpf, während Rübezahl über ihnen eine ſchallende Lache aufſchlug. Seine Köhlermaske ſchreckte am öfterſten alte

Weiber, ehrliche Leinweber ſahen ihn oft auf einem dreibeinigten Pferde an ſich vorüberbrauſen, Juden auf einem wilden Waldeſel, — den vielfach turbirten Jüngern einer wohllöblichen Schneiderzunft aber erſchien er als ſtößiger Bock und verfolgte ſie mit beleidigendem Gemäcker bis an die Grenzen ſeines Reichs — kurz, er wußte alle nach Stand und Würden zu bedienen, und man weiß kein Beiſpiel, daß er einem adligen Junker anders, als in Geſtalt eines Jägers, Kutſchers, oder eines Haſen und eines Edelhirſches mit ſtattlichem Geweih erſchienen.

Gelehrten erſchien er gewöhnlich als Holzhacker, weil er meinte, ein Holzhacker und ein Gelehrter ſeyen in vieler Hinſicht analog — er vertrug ſich auch ziemlich gut mit ihnen, und zum beſondern Ergötzen gereichte es ihm, zu beobachten, wie die guten Leute in ihre tiefſinnigen Ideen vertieft, oft mit ſehenden Augen nicht ſahen, wie arg er ſie myſtificirte. — Einen wohlbekannten Profeſſor der Erdkunde führte er z. B. einſtmals in Geſtalt eines Wegweiſers, einen ganzen Tag in kleinen Kreiſen um die Schneekoppe — der Profeſſor trabte keuchend und ſchwitzend immer zu, wie ein Mühlklepper, meinend, er ſteige Berg auf, und ſich höchlich verwundernd, daß er den Gipfel noch immer nicht erreichen könne, woraus er denn ſchloß, „der Berg müſſe wenigſtens noch anderthalbmal ſo hoch ſeyn, als er in den Reiſebeſchreibungen angegeben.“ — und dieſe Behauptung ließ er in der Folge drucken.

Nicht so gut kam ein gewisser Botaniker davon, der im Riesengebirge botanisiren ging. Rübezahl gesellte sich — ebenfalls als Holzhacker — zu ihm, und beide wurden bald mit einander bekannt. Rübezahl half ihm oft mit nach seltenen Pflanzen suchen, und zeigte ihm solche Orte, wo deren am mehrsten und schönsten blühten — zum Unglück war aber der Botaniker ein gewaltiger Purist, und wollte alle Pflanzen auf lateinisch nach Linée benannt wissen, wogegen Rübezahl, welcher wirklich ein schlechter Lateiner zu nennen, alle Pflanzen des Riesengebirges mit ihren ehrlichen schlesischen Namen nannte.

Der Botaniker unterließ aber nie, ihn bei solchen Gelegenheiten zu corrigiren, und gab sich viele Mühe, ihm die lateinischen Kunstnamen beizubringen.

Rübezahl ließ sich das eine Zeitlang gefallen, endlich aber verlor er die Geduld, und als der Botaniker ihm einstmals wieder eine lange Epistel las über den lateinischen Namen des deutschen Fuchsschwanzes — unterbrach ihn plötzlich Rübezahl und sprach:

„Ihr seyd ein grundgelehrter Herr und könnt alles und wißt viel nützes und unnützes Zeug! aber sagt einmal, wenn Ihr's wißt: wem gehört der Grund und Boden, worauf wir dermalen stehen?“ —

Der Gelehrte besann sich was weniges und entgegnete dann: „So viel mir bekannt, ist dieser Boden schlesisch — Schlesien aber eine Provinz der Krone

Preußen, ergo oder folglich gehört dieser Grund und Boden unserm gnädigen Herrn, dem jetzt regierenden König von Preußen."

„Falsch!" rief Rübezahl lachend, „er gehört dem Geist des Gebirges, welchen das Volk Rübezahl nennt."

Da schüttelte aber der Botaniker unmuthig den Kopf und sprach belehrend: „Ihr werdet doch als ein vernünftiger und gesetzter Mann nicht an solch albernes Volksmährchen von Rübezahl und seines Gleichen glauben? — So etwas lasset den Weibern in den Spinnstuben, ihre ungerathenen Rangen damit zu schrecken, ein weiser Mann aber verachte solch thörigtes Gewäsche! Ein Geist wäre etwas unnatürliches; da aber auf dieser Welt, wie schon aus der Botanik zu ersehen, alles durchaus natürlich zugehet, so ist etwas Unnatürliches — mithin ein Geist — gar nicht denkbar. — Der Rübezahl, wovon das Volk fabelt, hat nie wirklich existirt, er ist ein Phantom, erzeugt durch eine krankhafte Vorstellung der Phantasie, als Folge des übermäßig erhitzten Geblüts — also nur in uns eine Einbildung oder fixe Idee, in der Wirklichkeit aber ist er ein non ens — will sagen ein Nichts!" —

Aber kaum, daß der gute Mann die letzten Worte gesprochen hatte, so stand Rübezahl plötzlich, zum scheußlichen Riesen umgewandelt, vor ihm, und schnauzte ihn grimmig an: „Du Wicht, hier ist der Rübezahl und wird Dich benonensen und benichtssen!" und er riß ihm die blecherne Pflanzbüchse von der Schulter,

ſchlug ihm damit die Naſe platt, griff ihn dann beim Zopf und tauchte ihn einigemal in einen Moraſt, rannte mit ihm wider die Bäume, daß ihm alle Rippen im Leibe knackten, und jagte ihn endlich, halb todt, einen Steinhagel hinter ihm herſendend, den Berg hinab — ſo daß ſich alle Thalbewohner vor der Mohrenſcheuche entſetzten, der arme Gelehrte aber hoch und theuer ſchwur: „Nimmer wieder im Rieſengebirge zu botaniſiren, und fortan an alle Kobolde, Zwerge, Gnomen, Alps und Truthen, wie an das Evangelium ohne weiteres zu glauben.“

Sieben und ſiebzigſte Nacht.

Das dritte Mährchen von Rübezahl.

In der Gegend, wo jetzt der Badeort Warmbrunn liegt, lebte vor Zeiten ein armer Bauersmann, Peter geheißen, der ſich's gar ſauer werden ließ, um ſeinen fünf hungrigen Kindern Brot und ſeinem kranken Weibe Arznei zu verſchaffen. Aber wie er ſich mühte bei Tag und bei Nacht, und ſich ſelbſt die kleinſte Labung ver-

sagte, dennoch wollte der karge Verdienst nicht ausreichen für die unentbehrlichsten Bedürfnisse, und Kummer und Mangel verschlimmerten den Zustand seines guten Weibes von Tag zu Tag, daß ihm schier das Herz hätte brechen mögen, wenn er Abends heimkehrte und ihr bleiches abgehärmtes Gesicht sah.

„Wenn ich nur hundert Thaler hätte!" seufzte er oft — „daß ich mir ein Stück Feld und einen Stier kaufen könnte, es zu bestellen! o daß sich unter den vielen tausend reichen Leuten nicht Einer findet, der einen ehrlichen Armen mit dieser Summe, nur als Darlehn, aus allem Elend reißt! — wie wollt ich's ihm danken mein Lebenlang, und in Jahr und Tag ihm alles wieder erstatten." —

„Versuche das Letzte!" sprach mit schwacher Stimme Anna, sein Weib — „oft schon bat ich Dich, zu meinen Verwandten zu gehen drüben im Gebirge — und ihnen unsre Noth an's Herz zu legen." —

„Ja, wenn sie Herzen hätten!" bemerkte Peter bitter, „diese reichen Prasser haben sich nimmer um uns bekümmert, trotz dem, daß sie recht gut wissen, wie elend es uns geht." — „Reiche Leute wollen erinnert seyn!" seufzte Anna, „Du solltest es doch versuchen."

„Nun wohl, ich will's!" versetzte Peter, indem er entschlossen aufstand und nach Hut und Stock griff. — „Ich will das Letzte versuchen, noch diese Nacht mach' ich mich auf den Weg, um morgen bei Zeiten wieder heim zu seyn, schlägt aber auch dieser letzte bittere Gang

fehl, dann erbarme ſich Gott Deiner und der Kinder, ich wüßte nichts mehr, was uns helfen könnte.“ So mit umarmte er ſein Weib und ſeine Kinder, und begab ſich auf den Weg zu ſeinen Verwandten jenſeits des Gebirges.“

Am andern Morgen langte er müd und matt in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten, gern wär' er erſt ein Stündchen in eine Schenke eingekehrt, um dort ſich zu erholen von der nächtlichen Wanderung; denn es war böſes Wetter geweſen. Aber er hatte keinen Deut in der Taſche, und ſo mußt' er denn ohne Ruhe und Erquickung zu ſeinen Verwandten gehen.

Wie er gedacht, ſo geſchah es. Keiner half ihm! Einige ſuchten allerlei Ausflüchte, und das waren noch die Beſſern, die Meiſten aber wieſen ihn grob und hochmüthig von ihrer Thür, nannten ihn einen ſchlechten Wirth, der das Seinige nicht ordentlich zu Rathe gehalten habe und verhöhnten ihn wohl gar.

In dumpfer Betäubung taumelte er ſoeben aus dem Hauſe des letzten, reichſten und hartherzigſten Vetters, der ihm bis auf die Straße nachſchrie: „Möge der hölliſche Satan Euch und Eurer ganzen Brut je eher je lieber die Hälſe umdrehen, damit die Familie ſich ob ſolchen Lumpengeſindels, wie Ihr ſeyd, nicht mehr zu ſchämen braucht.“

Da packte ihn ein alter ärmlich gekleideter Mann beim Arme und ſprach: „Kommt nur fort von hier! das ſind böſe, geizige Menſchen. Ich kann Euch zwar

ebenfalls nicht helfen, aber Euer elendes Aussehen sagt mir, daß Ihr vor allem Ruhe und Erquickung bedürft, beides soll Euch in meiner Hütte werden, so gut ich's vermag."

Peter folgte dem Alten, der niemand anders als der Hirt des Dorfs war, in seine Hütte, erquickte sich daselbst mit einem Schluck Branntwein und einem Bissen Brot, und machte sich dann rasch auf den Heimweg, die Ruhe ablehnend, welche der Hirt ihm geboten, um nur heute noch ein wenig Zeit zur Arbeit zu gewinnen, da alles andre fehl geschlagen war.

Auf der Hälfte des Wegs aber, gerade auf dem Bergkamm, konnte er vor Erschöpfung nicht weiter, und als er sich dennoch mit Gewalt aufraffen wollte, stürzte er halb ohnmächtig unter eine Tanne hin.

Einige Augenblicke lag er fast besinnungslos — als er sich wieder etwas erholte, stand das Schreckliche seiner Lage ihm recht lebhaft vor Augen. — „Welch ein Jammer!" klagte er — „welch ein Jammer, zurückzukehren zu dem verschmachtenden Weibe, den hungernden Kindern, und keine Labung ihnen reichen zu können! — o könnte ich euch, ihr Armen, mit meinem Herzblut — mit meinem Leben helfen, wie gern wollt' ich es hergeben für Euch!"

Er versank in ein düsteres Hinbrüten, plötzlich jedoch, wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, fuhr er in die Höhe und rief! Ein Mittel noch giebts! — o daß ich nicht eher darauf verfiel! bei den reichen Menschen

iſt kein Erbarmen zu finden, aber hier hauſet der Berggeiſt! zwar ſoll er oft böſe und launiſch ſeyn, aber auch großmüthig und mitleidig! mit Gott ſey's gewagt!" — Er ſprang auf, zog demüthig ſeinen Hut, und da er den eigentlichen Namen des Berggeiſtes nicht wußte, ſo ſchrie er, wiewohl unter Zittern und Zagen, doch ſo laut er konnte: „Herr Rübezahl! — he! Herr Rübezahl! ſeyd doch ſo gut und erſcheint mir einmal."

Da ſauſte ein mächtiger Windſtoß daher, warf den armen Peter zu Boden, und als er ſich mühſam wieder aufraffte, erblickte er den Rübezahl in der bekannten Köhlergeſtalt vor ſich.

„Verdammter Bauerlümmel!" donnerte der Geiſt; „weißt Du nicht, daß der Tod darauf ſteht, wenn mich Einer bei dem mir verhaßten Namen Rübezahl nennt? wähle nur ſchnell: ob ich Dir den Hals umdrehen, oder mit meinem Schürrbaum Dir den Hirnſchädel einſchlagen ſoll?" „Macht das —" verſetzte Peter zähneklappernd, aber mit verzweifelter Faſſung, „macht das, Herr Berggeiſt, wie es Euch am beſten dünkt, und Ihr am mehrſten Vergnügen daran findet, obwohl ich nur aus Unkenntniß fehlte, doch eine Bitte hab' ich, nämlich, daß Ihr mich anhört, ehe Ihr zuſchlagt oder würgt."

„Rede," brummte Rübezahl, und Peter ſtand nicht an, ihm treuherzig ſeine ganze Leidensgeſchichte zu erzählen und ſchloß endlich: „Mit hundert Thalern wäre mir und den Meinigen geholfen, Euch, Herr, iſt es ein Spaß, mir ſelbige zu verſchaffen, borgt mir ſie auf ein

Jahr gegen Verschreibung und landesübliche Zinsen und Ihr sollet meinen besten Dank obendrein haben.“ „Du Narr!“ knurrte Rübezahl — „bin ich ein Jude, daß Du mir Zinsen bietest? pack' Dich zu Deines Gleichen! — ich geb' Dir nichts.“

„Herr! das lügt Ihr!“ sprach Peter treuherzig. — „Ich hab' Euch gesagt, wie unbarmherzig meine Blutsverwandten mit mir verfuhren — Ihr schenkt mir das Leben, Ihr werdet mir auch helfen, daß ich mir's ehrlich erhalten kann.“ —

„Du bist ein Narr!“ lächelte Rübezahl — „es sey drum, ich will Dir die hundert Thaler borgen, aber wohl zu merken: In Jahr und Tag muß ich sie wieder haben.“

„Verlaßt Euch drauf!“ betheuerte Peter.

„So folge mir!“ befahl Rübezahl und schritt voran. Peter folgte, wiewohl mit bangem Herzklopfen, denn Rübezahl lenkte tiefer in den Wald. — Vor einem hohen Felsen blieb endlich Rübezahl stehen, und neben einer vom Blitz zerschmetterten Riesentanne stampfte er mit dem Fuß an den Boden, alsbald öffnete sich mitten im Felsen der Eingang zu einer großen Höhle. — „Merk' Dir dies Zeichen, damit Du die Höhle wieder findest,“ sprach Rübezahl zu Petern und deutete auf die hingestreckte Tanne; dann stieg er voran in die Höhle hinab und Peter folgte ihm auch hier, wiewohl's ihm immer ängstlicher um's Herz wurde. — Endlich jedoch war der Grund der Höhle erreicht, sie

befanden sich in einem großen Felsgewölbe, von dessen nahe an hundert Fuß hohen Kuppel, eine Riesenlamps herab hing, deren Licht tausendfach wiederstrahlte von dem flimmernden Gestein der Wände. Mitten in der Halle aber stand eine ungeheure Braupfanne, angefüllt mit eitel herrlich glänzenden Wildmanns-Thalern und rund umher standen kleinere Gefäße, mit Randducaten angefüllt.

„Da nimm Dir so viel Du brauchst!“ sprach Rübezahl, „ich will unterdessen den Schein aufsetzen!“ — drauf wandte er sich ab, suchte Papier, Feder und Dinte zusammen und begann den Schein zu fertigen, ohne einmal nach Peter sich umzuschauen.

Der aber zählte ehrlich und gewissenhaft sich 100 Thaler ab, keinen weniger und keinen mehr, und als er damit fertig war, sagte er's dem Geist.

„Lies und unterschreib!“ sprach Rübezahl, ihm den Schein gebend, Peter las, unterschrieb, und Rübezahl fuhr fort: „Nun geh' mit Gott! — Möge Dir meine Hülfe frommen. Heut' übers Jahr erwart' ich Dich zu dieser Stunde und an diesem Orte, daß Du Deine Schuld berichtigst. Vergiß es nicht.“ —

Peter versprach das heilig und theuer und dankte dem edlen Geist aus Herzensgrund, dann stieg er auf dessen Geheiß wieder hinauf ans Tageslicht, und angelangt, eilte er, als hätt' er Flügel an den Füßen, seiner Heimath zu. Im nächsten Städtchen, durch das er kam, säumte er übrigens nicht, Arzenei für seine

Jacke und allerlei Lebensmittel einzukaufen, kam eilig er wieder vorwärts, und langte gegen Mittag in seiner Hütte an.

„Bringst Du Hülfe?“ fragte die Frau kleinlaut, „bringst Du uns Brod, Vater!“ schrieen die Kinder. Peter warf den Sack mit Lebensmitteln auf den Tisch und reichte seiner Frau das Geld — der Anblick gab der guten Anna neue Kraft, ihre Augen leuchteten, und freudig rief sie: „Ha! nicht wahr, die reichen Vettern haben uns geholfen.“ — „Freilich“ — lächelte Peter, der ihre Freude nicht stören wollte, und es für gut hielt, den wahren Zusammenhang der Sache ihr zu verschweigen, „freilich die reichen Vettern, o das sind liebe, scharmante Leute, sie haben mich freundlich aufgenommen, mich erquickt, mir keine Vorwürfe gemacht über mein Unglück, und mir endlich 100 Thaler geborgt. — Nun, hier ist Brod und Butter und Salz und Grütze, bereite uns wieder einmal ein Mittagessen und dann rasch an die Arbeit.“

Anna that, wie Peter ihr geheißen, und jeder mag sich denken, welche Lust die Eltern empfanden, daß sie ihre Kleinen einmal wieder sättigen konnten.

Peter aber machte sich alsbald auf und erhandelte von einem wohlhabenden aber lüderlichen Nachbar ein hübsches Grundstück — kaufte sich einen tüchtigen Stier, Ackergeräth und Saatkorn, und begann vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten. — Anna erholte sich auch bald, griff wacker mit an und spann

des Abends mit großem Fleiß, während die Kinder hölzerne Löffel und Quirlen schnitzten und Peter Harken und Eggen fertigte.

Bald begannen sie den Lohn ihres Fleißes zu sehen, der Acker trug dreifältige Frucht, Annas schönes Gespinnst wurde fast noch einmal so theuer, denn das Gewöhnliche bezahlt, und die Holzarbeiten der Kinder waren immer rasch verkauft — kurz, es schien ein ganz besonderer Segen mit Rübezahl's Geld in's Haus gekommen zu seyn, und als der Winter heran kam, hatte Peter schon eine Kuh und drei Ziegen, außer seinem Stier, im Stall, und im Frühjahr beschenkte ihn die Kuh noch mit einem Kalbe und die Wintersaat war auf das Herrlichste gediehen.

Aber nun war das Jahr um und der Zahlungstermin nahte heran — Peter, der gewissenhaft jeden Heller zu Rathe gehalten, überzählte den Ertrag seiner Arbeiten, und schau! da fand sich's, daß er für den Verkauf seines Korns, Annas Garn, den Holzarbeiten der Kinder, und eines Kalbes grade 100 und 20 Thaler gewonnen hatte, dazu noch seinen Acker und sein Vieh, und gelebt hatten er und die Seinen auch ein Jahr lang, wenn auch immer etwas knapp.

Er merkte wohl, daß er nur dem Segen, welcher auf Rübezahls Geld ruhte, diesen in so kurzer Zeit unerhörten glücklichen Erfolg zu danken habe, und beschloß sich ebenfalls als ehrlicher Mann zu beweisen. — Kaum graute daher der Morgen des Tages, an wel-

chem ſein Wechſel fällig, als er auch ſchon Weib und Kinder weckte, und alſo ſprach: „Zieht Eure Sontagskleider an und kämmt Euch das Haar glatt, denn wir wollen hinaus zum reichen Vetter, ihm ſein Darlehn zurückzuerſtatten, und ihr ſollet ihm alle danken.“

Dieſer Worte freute ſich Anna, ſie und die Kinder ſtanden raſch auf, ſchniegelten und biegelten ſich, und brachen, nachdem ſie ihr Morgengebet verrichtet, mit dem Vater auf, den reichen Vetter aufzuſuchen.

Als ſie aber den Bergkamm erreicht hatten, und zwar die nämliche Stelle, wo Rübezahl zuerſt dem armen Peter erſchienen war, machte der — nun herzensfrohe Peter plötzlich halt! — verſammelte alle ſeine Lieben in einen Kreis um ſich und ſprach zu ihnen alſo:

„Ihr meinet, wir würden jetzt hinabſteigen in's Thal und nach dem Dorfe, wo unſere reichen Vettern wohnen; aber Ihr irrt! Jene reichen Vettern trieben mich vor Jahr und Tag erbarmungslos mit Spott und Schimpf von ihrer Thüre verzweifelnd kehrte ich zurück — und fand hier meinen Retter und unſerer Aller Wohlthäter! Heut wollen wir ihm alle danken, und fürchtet Euch nur nicht, wenn ich Euch ſage, daß es niemand anders iſt als der Geiſt dieſes Gebirges.“

Anna erſchrack heftig, und die Kinder fürchteten ſich, trotz der Warnung des Vaters, daß ſie zitternd die Augen feſt zukniffen, um nur nicht den Rübezahl zu ſehen, wenn er unverſehens etwa hinter einem Baumſtamm hervorträte; Peter aber ſprach ihnen Muth ein,

hieß sie ruhig verweilen, bis er zurückkäme, und machte sich — trotz alles Wehklagens und Haltens der Seinigen — auf, tiefer in den Wald! — Bald hatte er die Felswand erreicht, stand neben der Tanne und nun den Hut ziehend mit der einen Hand, mit der andern aber den Geldbeutel, worin die 100 Thaler, hochhaltend, rief er: „He! Herr Berggeist! Kommt hervor, Euer Schuldner ist da, der arme Peter, und will Euch, wie er versprochen, Euer Geld zurückbringen.“

Er wartete, daß der Geist erscheinen sollte, der aber ließ nichts von sich hören und sehen! Peter versuchte es auf alle Art, er rief zweimal, dreimal, er stampfte den Boden neben der Tanne, wie Rübezahl gethan, in der Hoffnung, der Eingang der Höhle werde sich aufthun — aber alles umsonst! Rübezahl zeigte sich nicht, die Höhle blieb unsichtbar, und voll Betrübniß mußte Peter sich endlich entschließen, zu seiner Anna und dem Kindern zurückzukehren.

Acht und siebzigste Nacht.

Peters Angehörige dankten Gott, als sie ihn gesund und wohl wieder kommen sahen; Peter aber klagte ihnen sein Mißgeschick daß der Berggeist ihm nicht erschienen sey. —

„Ich will eine Tracht Prügel wagen,“ rief er endlich entschlossen, und begann, so laut er konnte, zu

ſchreien: „Rübezahl! Rübenzähler! Komm hervor, Rübezahl hörſt Du nicht?“

„Ach, da iſt er!“ ſchrie plötzlich Peters jüngſter Knabe.

„Wo?“ rief Peter haſtig aufſpringend.

„Da — da!“ verſetzte der Knabe, „hinter der großen Tanne guckt er hervor.“ — Peter ſprang hinter die Tanne, aber er ſo wenig wie die Andern konnten das Geringſte ſehen, obwohl der Kleine feſt dabei blieb, Rübezahl habe hinter dem Baum hervorgeſchaut, ihn auch ſo beſchrieb, daß Peter nicht daran zweifeln konnte, es ſey wirklich Rübezahl geweſen.

Er mußte endlich, wohl oder übel, alle weitern Verſuche aufgeben, und ſich mit Weib und Kind auf den Heimweg machen. „Vielleicht,“ murmelte er, „hab ich's verſehen, daß ich dieſe mitnahm, — Nun! Morgen iſt auch ein Tag, und ich ruhe nicht eher, bis ich meinen Schein wieder in Händen habe.“

Als Peter dieſe Worte ſprach, befand er ſich mit den Seinigen eben am Ausgang des Waldes; — da erhob ſich ein leichter Wirbelwind und trieb das dürre Laub über den Weg. Die Kinder hatten ihre Freude daran und ſprangen luſtig jauchzend hinterdrein; der kleine Geiſterſeher von vorhin bemerkte aber, wie unterm Laube ein ſchöner, weißer Papierbogen mit fortgeweht wurde. Er machte alsbald Jagd darauf, erwiſchte ihn glücklich und brachte ihn dem Vater, um ſich einen Lobſpruch zu verdienen, denn Peter war ſo ordentlich, daß er auch das kleinſte Stückchen Papier

nicht nutzlos umkommen ließ. — Hänschen bekam denn auch seinen Lobspruch und Peter nahm das Papier — aber kaum, daß er es entfaltete — so rief er schon: „O Du guter, Du edler, großmüthiger Geist!“ und zeigte es mit Thränen in den Augen seiner Frau. Das Papier war nichts anders als sein an Rübezahl ausgestellter Schein, er war mitten durchgerissen und unten am Rande standen die Worte: „Zu Dank bezahlt.“ Daraus merkten denn Peter und Anna, wie Rübezahl sie unsichtbar umschwebt haben müsse, und wie er Peters guten ehrlichen Willen für die That genommen und ihm die 100 Thaler schenke.

Beide riefen einen herzlichen Dank in den Wald hinein, und von der Felswand zurück hallte das Echo: „Dank! — Dank!“

Jahr und Tag darauf war Peter schon ein wohlhabender Mann, hatte einen Knecht und Wagen und Pferd, und nun fuhr er mit den Seinigen wirklich hin, den reichen Vettern unter die Augen zu treten — aber die waren verarmt, in alle Welt zerstoben und verflogen und fremde Leute bewohnten ihre Häuser.

Da hatte Peter denn nichts weiter zu thun, als den alten Hirten aufzusuchen, der ihn vor zwei Jahren gelabt hatte; der arme alte Mann war fast erblindet und zehrte von einem kärglichen Gnadenbrod welches die Gemeinde ihm auswarf. Peter nahm ihn mit in sein Dorf, in sein Haus, wo er ihm den Großvater-

stuhl hinterm Ofen anwies und ihn dankbar hegte und pflegte, so lange er lebte.

Peters Nachkommen aber leben noch jetzt bei Warmbrunn, sind wohlhabende Leute und haben mir alles selbst erzählt, woraus denn Jedermann leicht ersehen wird, daß sich alles wirklich und wahrhaftig so begeben, wie ich es beschrieben habe.

Neun und siebzigste Nacht.

Das vierte Mährchen von Rübezahl.

Rübezahls Freigebigkeit war bald im ganzen Gebirge bekannt worden, denn ob auch Peter sich wohlweislich nichts von seinem Abentheuer merken ließ, so konnte doch Frau Anna dem Drange nicht widerstehen, etlichen Freundinnen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, ihr Geheimniß auszuplaudern, und die plauderten es weiter aus, wie das zu gehen pflegt — bis es in allen Spinnstuben und Schenken laut besprochen wurde.

Bald fanden sich denn auch Mehrere, die große Lust bezeigten, ein ähnliches Abentheuer, denn Peter, zu bestehen, und in nicht geringer Anzahl strömten jetzt täglich die Schlemmer, Spieler, schlechte Wirthschafter und Geizhälse hinauf nach dem Fuß der Koppe, harrend, daß Rübezahl kommen möge sie zu beschenken.

Dem Rübezahl machte das eine Zeitlang Spaß, er trieb seinen Muthwillen mit ihnen, indem er sie durch blaue Flämmchen in die Sümpfe lockte. — Manche fanden dann einen großen Schatz zur Belohnung ihrer Müh, hoben ihn stillschweigend, schafften ihn nach Hause und verschlossen ihn nach der bekannten Schatzgräberregel 9 Tage lang, — aber o Jammer! wenn sie ihn dann beschauten, war er verwandelt in garstigen Unrath oder dürres Laub.

Das schreckte aber die Geldlustigen ganz und gar nicht ab, und manche waren gar so vermessen, den Berggeist bei seinem verpönten Namen zu rufen, damit er ihnen selbst erscheinen möge.

Da verlor Freund Rübezahl die Geduld und empfing die nächsten unbefugten Bittsteller mit solch greuligen Steinhagel, daß sie über Hals und Kopf wieder den Berg hinabstoben, und ihnen die Lust für immer verging, dem Berggeist eine Gnade abtrotzen zu wollen. Wie es aber immer geschah, wenn Rübezahl einmal — gezwungen oder nicht — sein Hausrecht geübt hatte, so auch jetzt; eine gute Zeit hindurch wagte sich niemand in sein Revier, und er selber war bei Alt nnd Jung als böser tückischer Gnom genannt.

Da Rübezahl nicht zu den Leuten gehört, die sich immer fragen: „Was sagt die Welt von Dir?“ — so war ihm das Gerede sehr gleichgültig — nicht so gleichgültig war ihm das Ausbleiben alles und jeden Be-

fuchs, denn Zeitvertreib wollte er, wenn er auf der Oberwelt war.

Da er nun sah, daß man seinen letzten derben Empfang, oder vielmehr Mißempfang, noch nicht vergessen hatte, so beschloß er, ein Uebriges zu thun und einmal sich wieder zu den Menschen herabzulassen.

Gedacht, gethan: er stieg herab in Gestalt eines vornehmen Fußreisenden, eine Jagdtasche und eine blecherne Büchse um die Schulter geworfen, einen Dornenstock mit einer Gemskrücke in der Hand, und auf dem Haupte eine Mütze mit langem grünen Schirme versehen — in Summa, er glich fast jenem armen Teufel von Botaniker, dem er vor Zeiten die Nase platt schlug, weil er ihn ein non ens genannt hatte.

Er wandte sich gradeswegs nach Hirschberg. — Auf dem Markt des Städtchens angelangt, gewahrte er ein stattliches Haus mit einem großen Schilde über dem Thorweg, worauf ein rußiger Köhler mit schielenden Augen, gewaltiger Habichtsnase und fuchsrothem Bart abgebildet war, unter dem Bilde aber standen mit großen goldnen Buchstaben die Worte: „Gasthof zum Geist des Gebirges." Rübezahl merkte gleich, daß niemand anders als er selbst mit diesem „Geist des Gebirges" gemeint sey.

Ob nun gleich die Copie auf dem Schilde keineswegs für einen Ausbund von Liebenswürdigkeit gelten konnte, so schmeichelte es doch dem Meister Rübezahl gewaltig, daß man sein Bild, gleich den Bildnissen be-

rühmter Fürſten und fremder Thiere, zum Anlocken der verſer Gäſte und Reiſender gebrauchte. — „Ich will einmal ſehen, wie ich bei mir bewirthet werde!“ brummte er und trat in's Haus. Auf der Flur empfing ihn der Wirth — ein ſehr dicker, freundlicher Mann, führte ihn in's Gaſtzimmer und rief einen flinken Kellner herbei, „ſeinen werthen Gaſt zu bedienen!“ Denn der wundervolle Brillantring, welchen er an Rübezahl's Finger erblickte, (es war deſſen Talismann) ſtach ihm gewaltig in ſeine kleinen Aeuglein, und ließ ihn merken, daß an ſeinem verehrten Gaſt erklecklich zu rupfen für einen verſtändigen Wirth ein Geringes ſey. Ein hübſcher junger Kellner ſprang herbei, und kaum, daß Rübezahl ihm eine Beſtellung gegeben, ſo hatte er ſie auch ſchon erfüllt. Das gefiel dem Geiſterfürſten gar ſehr, und er gewann den Jüngling lieb, um ſo mehr, als er bemerkte, daß, trotz aller Beweglichkeit und dem ſchalkhaften Lächeln ſeines Auges doch ein geheimer Kummer ihn zu drücken ſchien, und er oft, wenn er ſich unbemerkt glaubte, recht melancholiſch vor ſich hin ſchaute.

Als er alles, was Rübezahl verlangt, herbeigeſchafft hatte, nahm er deſſen Jagdtaſche, Blechdoſe, Stock und Mütze, und trug ſie in das für ihn beſtimmte Zimmer.

„Ein wackrer Burſch!“ ſprach Rübezahl zum Wirth. „Há, há, há!“ lachte der Wirth — „ſollt meinen! weiß aber der Henker, was ihm ſeit einiger Zeit durch den Kopf gefahren, daß er einherſchleicht und

stöhnt und ächzt — sonst war's anders — lauter Lust und Leben!" —

„Ihr solltet ihn fragen." —

— „Hab's schon gethan! hilft aber nichts — gibt zur Antwort: „Oh — ach! — laßt mich!" — kurz, ist ein Narr!" —

„Oder verliebt!" dachte Rübezahl — und kaum, daß er solches gedacht, trat ein junges Mädchen in's Zimmer — so wunderlieblich anzuschauen, daß dem Rübezahl selbst ganz kurios zu Muthe wurde und er sie sprachlos einige Augenblicke anstarrte.

„Mein Röschen!" schmunzelte der Wirth freundlich, „mein eheleibliches Töchterlein, há, há, há, ein schmuckes Mädel! wie?" und dabei schlug er sich auf den dicken Bauch, daß es klatschte.

Röschen erröthete züchtig; Rübezahl aber sprach: „in der That! ein liebes Kind. — Ich wünsch' Euch Glück, Herr Wirth! — aber wie heißt Euer flinker Kellner?"

„Heinrich!" platzte Röschen heraus, erschrack aber gleich darauf und schlug beschämt die Augen nieder.

„Ja, Heinrich heißt er!" bestätigte der Wirth.

„So so!" sprach Rübezahl lächelnd — „Heinrich. — Nun, Herr Wirth, beim Abendessen sehen wir uns wieder, für jetzt hab ich ein kleines Geschäft auf meinem Zimmer abzuthun." Damit stand er auf und begab sich auf sein Zimmer, wo er noch den flinken Kellner mit dem Ordnen seiner Sachen antraf.

„Höre Heinrich!“ redete er ihn an, „wie lange bist Du schon in diesem Hause?“

„Drei Jahre, Herr!“ versetzte Heinrich. —

— „So? und wie lange bist Du schon verliebt in die schöne Rosette?“

Heinrich erschrack mächtig über eine solche Frage — er faßte sich jedoch und versetzte gezwungen lächelnd: „Ihr irrt, werther Herr — wie könnt es mir einfallen, mich in Jungfer Röschen zu verlieben?“ —

— „Umgekehrt, Freund! wie hätt' es Dir einfallen können, Dich nicht in sie zu verlieben? Röschen ist das lieblichste Mädchen, das ich je sah, und glaube mir, Bursche, ich habe schon mehr schöne Mädchen gesehen, denn irgend ein Mensch.“

Heinrich schaute den Geist mit glänzenden Augen an, in seinen Mienen las man deutlich die Freude über das Lob seines Mädchens, aber auch den Schmerz über — ja worüber? — das mußte Rübezahl ergründen!

Er fuhr fort im herzlichsten Ton also zu reden: „Vertrau mir, lieber Bursch, Du merkst, ich bin ein Praktikus, also raus mit der Sprache, was hindert Dich, Dein Schätzchen heimzuführen als trautes Weiblein? — Du bist ein hübscher Junge, treu und ehrlich, wie Dein Brodherr sagt: liegt es also nur an den Batzen, so sag's! ich bin ein reicher Kauz und eine mitleidige Haut, und will Dir mit einem tüchtigen Geldsack gegen einen Schein — der Dich aber nie kümmern soll — aushelfen — nun? frisch! thu den Mund auf.“ —

Da ergriff Heinrich seine Hand und sprach treuherzig: „Lieber Herr! wie seyd Ihr so gut! — aber alles umsonst — mir ist nicht zu helfen! Röschen ist auf ewig für mich verloren.“ —

„O so quäle Dich der Satan mit Pech und Schwefel! schrie unmuthig Rübezahl. — „Sag' an, warum Dir nicht zu helfen ist, Du Hans-Narr, Du!“ —

„Ich will Euch alles erzählen,“ sprach Heinrich, anmuthig lächelnd — „Euer Edelmuth verdient mein Vertrauen — aber dann bitt' ich Euch, müht Euch nicht mehr um mich, und verrathe keinen Andern mein Geheimniß.“

Das Letztere versprech ich Dir,“ entgegnete Rübezahl, aber nun leg' los.“ —

Und Heinrich begann:

„Da Ihr es doch einmal wißt, so will ich denn gar nicht läugnen, daß ich schon bei meinem ersten Eintritt in dieses Haus das holde Röschen liebte — auch sie, das merkte ich bald, war mir nicht gram und gab mir sichtlich den Vorzug vor allen jungen Burschen in und um Hirschberg. — Lange währte es, bis ich so viel Muth gewann, ihr meine Liebe zu gestehen. Da ich aber deutlich wahrnahm, wie auch der Alte mir geneigt, ich auch wohlhabender Leute Kind bin, er mithin nichts gegen mich würde auszusetzen finden, wenn ich als Freier um seine Tochter aufträte, so beschloß ich endlich, dem holden Röschen mich zu entdecken, und nähme

ſie mein Geſtändniß gütig auf, an den Vater mich zu wenden.“

„Höllenelement!“ — warf Rübezahl dazwiſchen — „Du gehſt verdammt langſam und bedächtig zu Werk! ein junges Mädchen gewinnt man am beſten mit Sturm — daß heißt nicht immer!“ fügte er hinzu — er dachte an ſeine erſte Liebe.

Heinrich fuhr fort:

„Wohl möget Ihr Recht haben, daß ich zu langſam zu Werke ging, aber die Strafe blieb nicht aus, denn eben, als ich mich anſchickte, vor meinem Mädchen hinzutreten, rollte ein ſchwerer Reiſewagen, mit Extrapoſtpferden beſpannt, die Straße herauf und hielt vor dem Hauſe — die Unterkellner liefen durch einander, der Herr ſchrie nach mir — ich mußte hinabſpringen. Der Poſtillon ſetzte aber das Horn ab, worauf er in gräulichen Mißtönen einen Aufzug geblaſen, und gröhlte mir entgegen: „Helft Sr. Excellenz, dem Herrn Baron Zebedäus von Quarz aus dem Wagen!“ — Ich öffnete den Schlag und wäre faſt entſetzt zurückgeprallt über das kleine Ungethüm, das mir entgegen grinzte und zwei übermäßig dürre, lange Arme mir entgegenſtreckte — doch faßt' ich mich und half dem Baron — niemand anders war das Ungethüm — aus dem Wagen.

Stellt Euch ein kleines, kaum drei Schuh hohes Männlein vor, mit dünnen, langen Spinnenbeinchen, eben ſolchen Aermchen, der Kopf ſteckt ihm tief zwiſchen mißgeſtalteten Schultern und ein Spitzbauch ſtarrt weit

vor. Das Gesicht ist alt und zusammengeschrumpft, von dunkelbraumer Farbe und von dem schwarzen, struppigen Haupthaar dergestalt beschattet, daß man blos die ungeheure Habichtsnase und ein Paar kleine, aber funkelnd grüne Katzenaugen deutlich herausfindet. — Denkt Euch ein solches Männlein — angethan mit einem scharlachrothen Rocke mit goldnen Tressen und Knöpfen, einen Federhut auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite, und Ihr sehet den Baron Zebedäus von Quarz vor Euch."

„Ich sehe ihn!" brummte Rübezahl, dem plötzlich ein gar seltsames Licht aufging. „Nur weiter!" „Ich habe wenig zu sagen," schloß Heinrich — „der kleine Baron blieb hier — Tage, Wochen, Monde — — er ist unermeßlich reich, wirft das Geld mit vollen Händen weg — kurz, er ist Röschens Bräutigam — das eitle, unbefangene Kind weiß nicht, was es thut! und Vater Preller möchte bersten vor Hochmuth, daß er einen Baron zum Schwiegersohn bekommen soll. Daß Röschen mich nicht wirklich liebt ist jetzt gewiß, wie würde sie sich sonst dem kleinen Knirps an den Hals werfen, der, trotz seiner Baronschaft, zum Ueberfluß noch ein dummer, läppischer Junge ist — ich habe sie geliebt! ich werde sie immer lieben, aber verdammt will ich seyn, wenn ich um eines Weibes Willen zum Narren werde — nie soll sie erfahren, was ich für sie empfand — an ihrem Hochzeittage mach ich mich still auf den Weg und wandre in die weite Welt."

„So?“ fragte Rübezahl — „ſo, Du Trotzkopf? gleich davon laufen in die weite Welt, und Deinem Mädel, das Dich wohl eben ſo innig — vielleicht noch inniger liebt, als Du ſie, das Herz brechen?“ „Ich hab' Euch geſagt,“ verſetzte Heinrich, „daß ſie mich nicht liebt, daß ſie eitel iſt, nur eitel, übrigens herzlos.“

„Du biſt ein Hanswurſt!“ rief Rübezahl unmuthig, „Deine Verliebtheit macht Dich blind, daß Du mit ſehenden Augen nichts ſiehſt — ſo ein holdes, ſüßes Himmelskind — hoho Patron! wenn ich ein Mädel lobe, ſo muß ſie was taugen. Sieh, wärſt Du nicht ein verliebter Eſel, dem das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen iſt, ſo hätteſt Du gleich merken müſſen, daß alles nicht mit rechten Dingen zugeht! —. Ein Mädel, und wäre ſie auch noch ſo eitel und herzlos, giebt keinen ſo ſchmucken Burſchen, wie Du biſt, für einen ſolchen Schismatiker, wie Du den Baron von Quarz beſchrieben haſt, hin.“

„Aus allem, was Du mir von dem Kleinen erzählt haſt, ſcheint mir hervor zu gehen, daß derſelbe keineswegs der Baron Zebedäus von Quarz, ja nicht einmal ein ordentlicher Menſch, ſondern ein — ein non ens — wie mir einmal ein Gelehrter ſagte — ein Nichts — oder vielmehr ein Gnome iſt, der, ohne den Herrn des Gebirgs um Erlaubniß zu fragen, einen Ausflug auf die Oberwelt gemacht und Dein Mädel behext hat.“

„Wie mögt Ihr“ — ſprach Heinrich lächelnd — „wie mögt Ihr, lieber Herr! nur ſolch wunderliche Re-

den führen? Ihr glaubt doch gewiß eben so wenig als ich an Hexerei und Gnomen.“ —

„So glaubst Du am Ende auch nicht an den Herrn des Gebirgs?“ fragte Rübezahl.

„Den Rübezahl, meint Ihr?“

„Nun, wen sonst?“ brummte Rübezahl ärgerlich.

„Nein!“ rief Heinrich lachend, „an den glaube ich wirklich nicht!“

Rübezahl hatte nicht übel Lust, seinem jungen Freund den Glauben an den „Herrn der Berge“ auf ähnliche Art, wie dem Botaniker, beizubringen; doch besann er sich, klopfte den Kellner vertraulich auf die Achsel und sprach: „wer zuletzt lacht, lacht am besten. Verliere den Muth nicht und vertraue mir! — für jetzt aber troll Dich.“

Heinrich empfahl sich. — „Ein wunderlicher Kauz“ — murmelte er — „dem man aber gut seyn muß, — o Rosette! was hast Du aus mir gemacht! — Möchte ich nicht wünschen, es wäre alles so, wie der Fremde sagte?“ Fast trübselig ging er, seine Geschäfte zu besorgen, während Rosette lustig im Gärtchen trällerte, daß er es hören konnte — darüber wollt' er fast unsinnig werden.

Derweilen ging Rübezahl in das Gastzimmer zurück, wo unterdeß die Abendtafel aufgeschlagen war! mehrere Reisende waren schon versammelt, und der dicke Wirth watschelte geschäftig herum, Flaschen und Gläser aufsetzend.

Ein junger Menſch mit einem ſehr hübſchen, aber todtblaſſen Geſicht, aus dem ein Paar dunkle Augen keck — faſt wild hervorblitzten, während den fein geſchnittenen Mund fortwährend ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte — packte ihn, als er eben wieder an ihm vorbei wollte und rief lachend: „Aber Herr Tobias Preller! wo zum Teufel bleibt der Herr Schwiegerſohn in spe?“

Tobias Preller machte ſich unmuthig los und verſetzte: „Wüßte doch nicht, was der Herr Maler Theobald mit dem Baron von Quarz zu ſchaffen hätten, daß Sie ſich ſo angelegentlich nach ihm erkundigen.“

Rübezahl näherte ſich dem jungen Menſchen und fragte: „Sie kennen den Baron von Quarz?“ der junge Menſch ſah den Frager ſtarr an und verſetzte nach einer Weile mit ſeltſamen Lächeln:

„So gut, wie ich Sie kenne.“

„Mich?“ fragte Rübezahl betroffen.

Der Maler fuhr unbefangen fort: „Das heißt von Anſehen. — Uebrigens iſt es ein wunderliches Exemplar und Gott verzeih mir die Sünde! einem Alräunchen ähnlicher, denn einem Menſchen. In ſelbigem Augenblicke ging die Saalthür auf und hereintrat, oder torkelte vielmehr, der Baron Zebedäus von Quarz.

Das Männlein glich völlig der Beſchreibung, welche Heinrich dem Rübezahl von ihm entworfen hatte, und Rübezahl konnte ſich kaum des Lachens enthalten, als der Kleine mit ſtolzem Kopfnicken die Geſellſchaft grüßte, und dabei was weniges ſchnarrte und gnurrte,

wovon man nur die Worte — „Diener — gehorſamſter!“ verſtand.

Die übrige Geſellſchaft ſchien das kleine Ungeheuerchen gar nicht ſo lächerlich zu finden, ſondern machte ihm ehrerbietig Platz, wohin er ging — nur der Maler und Rübezahl nahten ſich ihm, ein Geſpräch mit ihm zu beginnen.

Der Herr Baron ſchienen aber kein Freund vom Converſiren zu ſeyn, ſie grinzten vielmehr recht widerlich und miauten: „Ich mag nicht!“ Mit dieſer Erklärung mußten ſich Beide begnügen.

Jetzt wurde das Eſſen aufgetragen und man ſetzte ſich zur Tafel. Der Baron nahm ohne Umſtände den erſten Platz ein, aß und trank entſetzlich viel, und gnurrte und pruſtete und handtirte mit den Aermchen und Beinchen, daß es gar lieblich anzuſehen und zu hören war.

„Herr Wirth!“ rief plötzlich Rübezahl — der Wirth ſpitzte das Ohr und fragte: „was beliebt?“ —

„Ich möchte gern wiſſen,“ ſprach Rübezahl, „wie Ihr auf den Einfall kamt, den Rübezahl auf Euer Hausſchild malen zu laſſen?“

Der kleine Baron ſchnitt ein ganz verdammt ſchiefes Maul und quäkte: „Es iſt verpönt, den Herrn der Berge mit dem Namen Rübezahl zu nennen!“

„Immerhin!“ lächelte Rübezahl, — „aber Euch fragt' ich, Herr Wirth.“

„Je nun!“ ſchmunzelte der, „der Herr des Ge-

birges ist ein berühmter Mann, und je weniger die Leute erpicht sind, im Gebirge mit ihm zusammen zu treffen, desto behaglicher fühlen sie sich in einem Hause, wie das meinige ist." —

„Auch," — fiel hier der Maler boshaft ein — „auch war der vorige Name dieses Wirthshauses nicht eben allzu nobel — es hieß früher „zum fetten Schöps." — Alles lachte, und der Maler, sich gegen Rübezahl wendend, fügte hinzu — „Ihr seht, was alles aus einem Schöps werden kann."

Rübezahl biß sich in die Lippen und murmelte: „Schlange! aber wart', hier verderb' ich Dir das Spiel."

Da die Rede einmal auf den Rübezahl gekommen, so verließ man dieses Thema sobald nicht wieder, die Gäste erzählten einander Geschichten von ihm, wahr und unwahr; aber meist lustig — und Rübezahl selbst mußte über manchen Schwank recht herzlich lachen.

„Champagner!" rief der bleiche Maler, „der Herr der Berge soll leben!" — Rübezahl neigte sich mit bedeutendem Lächeln gegen ihn — und Heinrich sprang mit den andern Kellnern herbei, den Champagner aufsetzend.

Laute Fröhlichkeit erfüllte bald den Saal, alle lachten und schwatzten durch einander, und keiner wußte eigentlich mehr recht, was er wollte — kurz, es war eine tolle Lustigkeit.

Nur der Baron von Quarz, obgleich er bedeutend trank, wurde immer grämlicher und quinkelirte und

ächzte in einem fort — der Maler hatte mit Herrn Tobias Preller Friede geschlossen. Beide tranken wie Brüder, und Herr Preller konnte endlich seinen Bitten nicht mehr widerstehen, dem schönen Röschen zu erlauben, Theil zu nehmen an dem frohen Abend; — er ging selbst sie zu holen.

„Sie kommt!" flüsterte der Maler dem Rübezahl zu.

„Schön!" versetzte dieser; „aber nun bitt' ich Euch, sagt mir, was soll ich mit dem ungerathenen Balg dort beginnen. Macht er nicht mein ganzes Reich lächerlich durch seine Dummheit und ungeschlachtes läppisches Wesen! — Wahrlich, merkt' ich nicht, daß Ihr, mein sauberer Patron, die Hand dabei im Spiele habt, ich klemmte den Knirps in den Spalt einer Riesentanne und ließ ihn dreihundert Jahre dort stecken."

„Thut das nicht," lächelte der Maler, „begnügt Euch damit, mir hier mein Spiel verdorben und mir den Heinrich aus den Klauen gerissen zu haben. Die ganze Strafe für Euern Kleinen sey drunten, daß er tüchtig arbeite, das wird ihm die Liebesgedanken schon vertreiben."

Herr Tobias Preller kam zurück, und mit ihm kam die holde Rosette. Rübezahl ging ihr sogleich entgegen und sprach lächelnd: Da einmal der Verlobungswein getrunken wird, so ist es billig, daß die schöne Braut nicht fehle — ich bitt' Euch, setzt Euch zu Eurem Spousen.

Der Baron Zebedäus von Quarz war unterdeß

von ſeinem Stuhl herabgerutſcht, zappelte nun herbei, faßte Röschen's Hand und gnurrte und murrte: „Roſette! verehrteſte Mamſell Braut! — kommen Sie — eſſen — trinken! Sie! Mamſell Roſette — Braut!“ und damit wollte er ſie fortzerren nach ſeinem Stuhl. — Roſettchen aber zog ihm raſch die Hand weg, daß er, das Gleichgewicht verlierend, umſtülpte und Herrn Tobias zwiſchen die Beine kugelte. Der verlor darüber ebenfalls das Gleichgewicht, ſchlug, ſo lang er war, hin und rutſchte auf dem glatten Saalboden einige Schritte vorwärts, daß er anzuſehen war, gleich einem Schwimmer.

Man half den Beiden wieder auf die Beine. — Herr Tobias war, wie immer, höchſt ſanftmüthig und winſelte nur ein ganz klein wenig; — deſto ungeberdiger ſtellte ſich aber der kleine Baron an: er pruſtete und fauchte wie ein ergrimmter Kater und nannte ſeine verehrte Mamſell Braut: „eine alberne Gans,“ weil ſie ihn habe umfallen laſſen. —

„Beſter Baron!“ rief Rübezahl — „ſchönſter Zebedäus von Quark! Iſt es ziemlich, daß man der Braut ſagt, was nur die Frau hören darf?“ —

„Von Quarz heiße ich!“ krächzte der Baron und funkelte mit giftigen Blicken den Rübezahl an.

„Ereifern ſich der Herr Baron nicht!“ lachte der Alte — aber der Baron kreiſchte immer wüthender: „Scheeren Sie ſich zum hölliſchen Satan!“

„Süßes Allräunchen!“ — fuhr Rübezahl fort, in-

dem er ihn, alles Strampelns und Sträubens ohngeachtet, packte und ihn, wie ein kleines Kind in den Armen wiegend, liebkoste, „süßes Allräunchen! höre mich an! — Heirathe nicht! — Schlag' Dir die Heirathsgedanken aus dem Sinn, kehre zurück in Deine Bardnie — verstehst Du, mein Söhnchen? in Deine Baronie sollst Du zurückkehren und nicht heirathen! eya, popeya!"

„Um Gott! um Gott! was machen Sie mit meinem Herrn Schwiegersohn?" lamentirte Tobias Preller, während die übrige Gesellschaft ein unauslöschliches Gelächter erschallen ließ.

Baron Zebedäus von Quarz aber prustete und gnurrte ganz unbändig und quäkte: „laß mich los! laß mich los! — ich kratz' Dir die Augen aus! ich beiß Dir die Nase ab! ' — und wirklich schnappte er nach Rübezahl's Nase.

„Seht nur die Bestie!" sprach Rübezahl und warf den Kleinen an die Stubendecke — aber o Wunder! was begab sich da! die Enden der Rockschöße klebten an der Decke fest, so daß der Baron einige Augenblicke zwischen Himmel und Erde baumelte, dann aber fuhr er blitzschnell aus den Kleidern (welche an der Decke hängen blieben) und wälzte sich als ein mißgestaltetes Koboldchen zu den Füßen des Meisters.

Alle, der Maler ausgenommen, erstaunten; Rübezahl aber donnerte den Kleinen an: „Du ungerathener Bube, der Du ohne meinen Willen mein Reich ver-

laſſen und dumme Streiche begehſt auf Erden — welche Strafe haſt Du verdient?“

„Ach! ach!“ mauzte Koboldchen — „ach! ach! — Großer Meiſter, Erbarmen! — die Liebe, die ſchnöde Liebe hat mich ſo weit gebracht!“

Rübezahl packte ihn beim Schopf, ſchüttelte ihn derb und ſprach: „Du Mißgeburt! hinab in den tiefſten Schacht, und da klopfe Quarz, bis Dir das Lüſtchen vergangen iſt, ein ſchönes Erdenmädchen zu freien.“

Somit warf er den Kleinen auf den Zimmerboden hin, der Boden öffnete ſich und Koboldchen kobolzte hinab in die Tiefe.

„Ihr wiſſet jetzt wohl, daß ich niemand anders bin, als der Herr des Gebirges,“ ſprach Rübezahl lächelnd zu der zitternden Geſellſchaft — „fürchtet Euch nicht! ich meine es gut mit Euch und hab' es ſo eben bewieſen, indem ich einen meiner Unterthanen, der es unternahm, ſich zwiſchen Euch und Euer Glück zu drängen, hart beſtrafte. — Dir, Heinrich, hab' ich Wort gehalten, und Du wirſt mich wohl in's Künftige für etwas mehr, denn einen bloßen Popanz halten. — Freie Dein Mädchen, und ſey glücklich; — Ihr aber, lieber Junker“ — er wandte ſich zum Maler, habet die Güte und gönnet mir ſo lange Eure höchſt ſchätzbare Geſellſchaft, bis dieſes Pärchen durch den Segen der Kirche verbunden iſt.“ —

„Ich ſtehe ganz zu Eurem Befehl!“ lächelte bos-

haft der Maler, stampfte auf den Boden und verschwand mit dem Geist des Gebirges.

Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, wer der Maler war.

Eben so wird der geneigte Leser sich wohl von selbst vorstellen, daß Heinrich und Rosette bald ein recht glückliches Paar wurden, Herr Tobias Preller aber konnte gar nicht aufhören, sich zu verwundern über alles Wunderbare, was sich begeben, am wunderbarsten war es aber wohl, daß der vollständige Anzug des kleinen Gnomen als ein ewiges Wahrzeichen an der Decke des Speisesaals hängen blieb, und so oft man ihn herabriß, immer neu wieder wuchs, so daß ihn noch bis auf den heutigen Tag jeder sehen kann, der das Wirthshaus „Rübezahl" in der Stadt Hirschberg besucht, und sich an den Schwiegersohn des Wirths, Herrn Heinrich Waldheim wendet.

Achtzigste Nacht.

Das fünfte Mährchen von Rübezahl.

Und es begab sich, daß Rübezahl an einem schönen Sommertage auf einem Hügel lag und sich sonnte und auf neue Schwänke sann.

Da kam ein armes Bauerweib daher, einen groſſen Tragkorb auf dem Rücken, worin ein kleiner Junge von ungefähr zwei Jahren ſaß, einen Säugling trug ſie an der Bruſt, ein andrer dreijähriger Junge hing an ihrer Schürze, der Aelteſte aber ſprang voraus.

Sie ſchritt grade dem Plätzchen zu, wo Rübezahl lag, der machte ſich flugs unſichtbar, um ſie nicht zu ſtören und ſie zu belauſchen.

Dicht bei ihm ſetzte das Weib den Korb nieder, nahm den kleinen Jungen heraus und ſetzte ihn in's weiche Gras, bedeutete die beiden ältern, mit ihm zu ſpielen, und ſammelte dann, das jüngſte fortwährend ſäugend, das dürre Laub, womit der Waldboden reichlich bedeckt war, in ihren Korb.

Während ſie aber nun emſig ſammelte — (was Freund Rübezahl mit Theilnahme beobachtete) begann der kleine Korbinſaſſe im Graſe einen gewaltigen Spektakel zu vollführen mit Strampeln und Schreien. Die Mutter ließ den Korb ſtehen, eilte zu ihm, ſuchte ihn zu beruhigen und brachte ihm Waldbeeren. Aber der Junge war ein Tollkopf! — je mehr ihn die Mutter hätſchelte, je ärger ſchrie und ſtrampelte er und ſtieß boshaft die ihm dargereichten Beeren weg.

Darüber verlor das geplagte Weib endlich die Geduld, und um den kleinen ungezogenen Schlingel zu ſchrecken, rief ſie mit lauter Stimme in den Wald: „He! Rubezahl! komm und friß dieſen Schreier!“

Augenblicks ſtand Rübezahl ſichtbar als Köhler vor ihr und ſprach: „Hier bin ich! wo iſt der Schreier?“

Das Weib war vor Schreck faſt des Todes, als ſie den Geiſt erblickte — doch faßte ſie ſich und verſetzte: „Hab' Dank für Deine Mühe! aber ich wollte nur den Kleinen zum Schweigen bringen! — Es iſt ſchon gut ſo.“

„Hoho!“ lachte Rübezahl — „hoho! weißt Du nicht, daß niemand mich ungeſtraft bei meinem Spottnamen rufen darf? — Du haſt mich gerufen, den Jungen zu freſſen — ich bin gekommen, alſo her damit! Es iſt ein fetter Biſſen.“ — Und ſomit langte er nach dem Kleinen.

Aber wie eine grimmige Wölfin, der man ihr Junges rauben will, warf ſich ihm das Weib entgegen, packte ihn beim Bart und ſchrie: „Erſt mußt Du mich erwürgen, Du Unhold! eh Du Hand an mein Kind legſt.“

Rübezahl, der ſich einer ſo tapfern Gegenwehr nicht verſehen hatte, prallte zurück und brummte: „Nun, nun! Du dummes Ding! was gebehrdeſt Du Dich ſo grimmig? es war ja nur Spaß — oder willſt Du keinen verſtehen, und foderſt es von mir? Sey ruhig! ich bin kein Kinderfreſſer, und werd' es auch nimmer werden.“

„Das iſt ein andres!“ ſprach das Weib lächelnd und tief Athem holend; — „aber unbarmherzig iſt's, mit einer Mutter ſo zu ſpaßen.“

„Na! es wird Dir nicht gleich den Hals kosten!“ entgegnete Rübezahl — aber höre, der kleine Schreier da gefällt mir! gib ihn mir, daß ich ihn an Kindesstatt annehme, und ich gebe Dir so viele blanke Thaler, daß Du Zeit Deines Lebens genug daran haben sollst.“

„Gelte?“ lachte das Weib, „gelte? — der Junge gefällt euch? — haha! das glaub ich, wo fände man auch weit und breit so einen herzigen Schelm? — schaut nur einmal, wie der kleine Blitzkerl jetzt da sitzt, und uns anlacht, und jetzt so artig ist — ho! er weiß recht gut, daß wir von ihm sprechen. — Mein Herr Berggeist! den Jungen bekommt Ihr nicht, und wenn Ihr mir Euer ganzes Reich schenktet!“

Rübezahl hatte seine Freude an der guten Mutter, aber sich verstellend, sprach er: „Bist Du nicht eine Erz-Thörin? Du solltest Gott danken, daß ich Dich aus aller Noth reißen, Dir die Sorge wegen des kleinen Schlingels da abnehmen, und einen tüchtigen Kerl aus ihm ziehen will; statt dessen lehnst Du meinen Vorschlag ab und beharrst auf Deinem dummen Kopf, Dich noch länger mit dem Jungen zu plagen! machen Dir die andern nicht schon Sorg und Noth genug, sie satt nur zu machen?“

„Wohl wahr!“ versetzte das Weib, „aber eine Mutter sorgt lieber um ihre Kleinen, eh' daß sie sich ohne sie freuen könnte.“ — O Herr, ihr wißt nicht, was eine Mutter empfindet, wenn ihre Kinder sie froh umspringen; da wird alle Arbeit dreimal so leicht! Arm

sind wir — sehr arm, das ist wahr; — aber Gott Lob! auch gesund — ich bin fleißig — mein Mann auch und er rührt die Hände wacker — das fühl ich oft selbst." —

„Wie?" schrie Rübezahl empört, „der Unmensch vergreift sich an Dir — ein solches Weib, eine solche Mutter — hei da will ich ihn" —

„Nichts thun!" fiel die Frau ihm in's Wort. — „That ihm nichts! denn er thut nur, was alle übrigen Männer ihren Weibern thun, und ich bin manchmal auch ein Tollkopf, und vergelt's ihm durch Maulen." —

„Was ist Dein Mann?" fragte Rübezahl.

— „Winters," berichtete das Weib, „arbeitet er zu Hause, Sommers aber betreibt er einen kleinen Glashandel und läuft deßhalb nach Böhmen herüber und hinüber, glaubt mir's Herr! er muß sich wacker plagen. — Nun lebt wohl, es wird Mittag, wollt Ihr meinem Kleinen eine Güte thun, so schenkt ihm einen Zweibätzner zu Semmel."

„Wird nichts geschenkt!" brummte Rübezahl. „Auch gut!" lachte das Weib, „aber den Korb werdet Ihr mir doch aufladen helfen?"

„O ja!" rief Rübezahl, und half ihr den Korb aufladen. — Das Weib dankte freundlich, nahm den kleinen Schreier ebenfalls auf den Arm und schleppte sich so, ein fröhliches Lied trällernd, den Berg hinab, während die beiden Alten sie umsprangen.

Rübezahl blickte ihn wohlgefällig nach und lächelte vor sich hin: „Sollst an mich denken und Dein Hausthyrann auch.“

Ein und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Mährchens.)

Das Weiblein wanderte munter, wenn auch langsam, in's Dorf hinab, aber je weiter sie wanderte, je schwerer ward ihre Last.

„Ich muß den Korb wohl zu fest gepackt haben,“ sprach sie, setzte ihn ab und warf fast die Hälfte Laub ab. — Aber kaum daß sie 30 Schritte gegangen war, so fühlte sie sich schon wieder fast zu Boden gezogen von der Last. —

„Eia!“ rief sie — „was ist denn das? ist mir der Korb doch noch nie so schwer gewesen — am Ende hat der Schelm Rübezahl sich einen Spaß mit mir gemacht, und mir ein Paar Steine in den Korb praktizirt.“ Damit setzte sie den Korb abermals ab und leerte ihn vollständig aus, die Steine zu suchen.

Aber weder Steine, noch sonst irgend etwas anderes als schönes dürres Laub war zu finden. — Kopfschüttelnd packte sie es wieder in den Korb, lud selbigen von neuem auf und dankte Gott, als sie endlich mit ihrem Häuschen erreichte.

Sie legte den Säugling in die Wiege, schüttete ihrem Hausschatz, einer muntern Ziege und drei jungen Zicklein das gesammelte Laub vor, und bereitete dann sich und ihren Kleinen selber das Mittagsbrod, das Allen vortrefflich schmeckte.

Als das Mittagsmal vorbei war, ging sie wieder in den Stall, um die alte Ziege zu melken — aber o Himmel! was mußten ihre Augen erblicken?! die alte Ziege lag am Boden, streckte alle Viere von sich und war mausetodt, eben so zwei Zicklein, und das dritte wälzte sich ebenfalls würgend und die Augen verdrehend, sterbend herum.

Sprachlos starrte das arme Weib einige Augenblicke, dann aber fiel sie neben der alten Ziege hin und erfüllte die Luft mit ihrem Klaggeschrei.

„Ach!" Du gütiger Himmel!" weinte sie — „hast Du mich denn ganz verlassen?" — Was soll nun mit uns werden, da unsre letzte Habe also dahin fährt in den bittern Tod! — Die Zicklein wollte ich verkaufen, wir hätten für das daraus gelöfete Geld warme Winterkleider und einen schönen Kartoffelvorrath gehabt — jetzt ist alles dahin, ach! das Schicksal will uns ganz und gar zu Grunde richten — ach! ich armes Weib! was wird der Hans sagen, wie wird er toben und mich prügeln, in dem Glauben, ich hätte die Thiere vernachlässigt — o komm Tod, du Tyrann! befreie mich aus diesem Jammerthal, da du mir doch Alles geraubt hast — Alles — Alles?" — Sie sinkte, sie beugte an

ihre Kinder, die frisch und gesund waren, und fing an, sich ihres Kleinmuths zu schämen. — Sie bat dem lieben Gott ihre Lästerung ab und beschloß, ihr allerdings großes Unglück zu ertragen.

Sie stand auf — und im Aufstehen bemerkte sie zu ihren Füßen etwas Glänzendes — sie bückte sich, hob es auf — und wer beschreibt ihr Erstaunen! Es war ein schöner blanker Randdukaten. – Sie wollte erst ihren Augen nicht trauen, aber wie ward ihr vollends, als sie, zufällig die Krippe sich nahend, selbige bis zur Hälfte ebenfalls mit Randdukaten angefüllt fand. —

Da ging ihr plötzlich ein Licht auf! „Rübezahl!“ rief sie weinend und lachend vor Entzücken, „Rübezahl! Du herzensguter Geist! das hast Du gethan! — holla! nun merk ich, woran meine Ziegen gestorben sind!“ — Rasch lief sie in's Haus, holte ein Messer und schnitt der Ziege und den Zickelchen die Bäuche auf, und richtig, in den Mägen der Thiere fand sich noch eine Menge Dukaten, es mochten in allem wohl an die zweitausend seyn.

Es wäre vergebene Mühe, ihre Freude beschreiben zu wollen, jeder arme Teufel, der einmal so glücklich war, 2000 Dukaten zu finden, wird sie sich vorstellen können.

Nachdem aber die erste Freude vorüber war, bedachte sie was ihr Mann dazu sagen würde, und kriegte einen kleinen Schreck. — Es ist nämlich zu sagen, daß

Hans zwar ein herzensguter Kerl war, aber eine gute, oder vielmehr eine ſchlimme Neigung zur Sparſamkeit hatte, die in der Nähe beſehen wie ein bischen ſehr viel Geiz ausſah. Lieſe ſchloß ſehr wohl, daß, wenn er das verführeriſche Geld in die Hände bekäme, ſein Geiz leicht über alles die Oberhand gewinnen, und er Frau und Kinder im Ueberfluß möge darben laſſen.

In ihrer Herzensangſt ſammelte ſie das Gold, that es in einen Sack und lief damit zum Pfarrer des Dorfs, ihm alles ehrlich erzählend.

Der Pfarrer war ein Ehrenmann! er freute ſich aufrichtig über das Glück des guten Weibes — gab ihr Recht wegen ihrer Vorſicht und verabredete mit ihr, wie ſie es anſtellen wollten, daß ſie Rübezahls Segen mit Nutzen genießen könnten. Darauf händigte Lieſe ihm das Geld gegen einen Schein ein, ging dann fröhlich nach Hauſe und richtete von der Ziege ein köſtliches Mahl an, womit ſie ihren Hans zu laben gedachte, wenn er heimkehrte.

Zwei und achtzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Einſtweilen ſtrich Rübezahl durchs Gebirge, den Glashändler Hans auflauernd — endlich ſah er ihn

daherſchreiten — und zog ſich zurück auf einen kahlen Hügel, über welchen Hans mußte, wenn er nach Hauſe wollte.

Hans ſchritt wacker und luſtig zu, er hatte diesmal einen ganz beſonders guten Handel gemacht — und hochbepackt mit den ſchönſten böhmiſchen Glastafeln war ſeine Kippe.

Als er den Hügel erreicht hatte, mußt' er ein bischen ruhen, denn der Weg war ſteil geweſen ſeine Laſt ſchwer, und die Sonne brannte arg. — Er ſchaute ſich vergebens nach einem ſchattigen Plätzchen um, nur einen abgeſägten Baumſtamm gewahrte er, der einen kümmerlichen Schatten warf.

Allein die Luft wehte kühl und friſch auf dem Hügel, und Noth macht erfinderiſch! Hans ſetzte ſeinen Glaskaſten auf den Baumſtamm, und unter dem nun recht anſehnlichen Schatten, welchen Stamm und Kaſten warfen, ſtreckte er ſich behaglich aus.

„Diesmal," ſchmunzelte er, „diesmal kann ich zufrieden ſeyn! — Zehn bis fünfzehn Thaler lös ich für meine Waare gewiß. — Zwanzig liegen ſchon daheim im Kaſten, noch einen ſolchen Gang wie dieſen, und ich hab ſo viel, daß ich mir, ohne mich allzu ſtark auszubeuteln, einen Eſel kaufen kann, der ſtatt meiner künftig meine Waare trägt. Da nun auch, ohne mich zu rühmen, ein Eſel wohl dreimal ſo viel tragen kann als ich, ſo bringt in's künftige ein Gang mir ſo viel ein, denn jetzt ihrer drei, und auf den Hinweg brauch

ich nicht einmal zu Fuße zu laufen, ſondern kann reiten. Dann kann ich mir bald einen Acker und ein Gärtchen kaufen, und der Lieſe zu ihrer Ziege und ihren Zickeln eine Kuh — Acker und Gartenertrag ſchlag ich zuſammen, der Glashandel geht ebenfalls von Tag zu Tag beſſer — ich wüßte nicht, was mich hindern ſollte endlich zwei — ja drei Eſel mit Glas zu beladen und — —"

Da erhob ſich plötzlich ein Wirbelwind, faßte den Glaskaſten, hob ihn hoch in die Luft, und trillte ihn dann luſtig den Hügel hinab, daß alle herrlichen Glastafeln in tauſend und aber tauſend Stücken zerbrachen.

Hans erſtarrte! Er that den Mund auf, wollte ſchreien, aber er konnte es nicht vor Schreck; nur den Bart konnt' er ſich raufen und die Haare. Da erſcholl in der Luft ein höhniſches Gelächter, und als Hans hinblickte nach der Stelle, wo der abgeſägte Baum ſtand — war von einem Baumſtamm nichts mehr zu ſehen, der Wirbelwind aber war vorüber — kein Lüftchen regte ſich mehr.

Da merkte Hans wer ihm den Poſſen geſpielt, die Sprache kehrte ihm wieder und wüthend ſchrie er: „Vermaledeiter, rußiger, rothbärtiger, ſpitzbübiſcher Rübezahl! O daß Dich der ſchwarze Satan packte und mit Dir hinabführe tauſend Klafter unter den tiefſten Höllenpfuhl! — Rübenzähler! Jungfernräuber! Kinderfreſſer! Menſchenſchinder! Komm, hier bin ich — dreh mir den Hals um, Du heimtückiſcher Neidhardt! Haſt

mir mein ganzes Lebensglück zerstört! brings nun schnell zu Ende, Auswurf aller Kobolde!"

Rübezahl ließ nichts von sich hören und sehen; aber zwei unsichtbare Hände begannen den armen Hans dergestalt zu maulschelliren, und ein Paar dicke Knittel tanzten dazu auf seinem Rücken ein Ballet, daß ihm schnell sein Heldenmuth sank. Er stürzte vom Hügel hinab, und langte mit hochgeschwollnen Backen und blauem Buckel halb todt vor Angst, Schmerz und Verzweiflung vor seinem Hause an.

Frau Liese erschrack erst mächtig, als sie ihren Mann in einem so kläglichen Zustand erblickte. Als er ihr aber alles erzählt hatte, merkte sie, daß Rübezahl Wort gehalten, und konnte sich eines schadenfrohen Lächelns nicht erwehren.

„Es ist kein andres Mittel," ächzte Hans, „als daß Du die Ziege und die Zicklein verkaufest; sobald ich mich dann von meiner Prügelsuppe erholt habe, will ich zurück nach Böhmen und neue Gläser kaufen."

„Ach lieber Hans!" sprach Liese mit verstellter Trauer — „die Ziege und die Zicklein sind leider gestorben."

„Crepirt?" schrie Hans — „die Ziege und die Zicklein? Ach daß sich Gott erbarm! da können wir und die armen Kinder uns auch hinlegen und sterben, ich weiß keine Rettung mehr!"

Indem trat der Pfarrer ein, der Hansen hatte an-

kommen ſehen, und eröffnete ihm, daß er eine ſehr frohe Botſchaft bringe.

Könnt Ihr die Ziege und die Zickeln lebendig und mein Glas wieder ganz machen?" fragte weinerlich Hans. „Ich weiß nicht, was Ihr redet," ſprach der Pfarrer, „ich kümmre mich weder um Eure Ziegen, noch Eure Zickeln, noch um Euer Glas, und würde mich auch nicht um Euch kümmern: denn die Wahrheit zu ſagen, ſo taugt Ihr nichts, Ihr ſeyd geizig, mißtrauiſch, brutal gegen Euer braves Weib, und ein Heide, denn Ihr kommt in Jahr und Tag in keine Kirche — aber ich komme zu Euch, weil das, was ich Euch ſagen will, Euer edles Weib betrifft." Und ſomit eröffnete der Pfarrer ihm, daß ein reicher unbekannter Vetter ſeiner Frau in Amerika verſtorben und Lieſen ein Legat von zweitauſend Dukaten, unter der Bedingung vermacht habe, daß der Pfarrer des Orts beſagte 2000 Dukaten in Empfang nehme und verwalte, weil der ſelige Vetter in Amerika gehört habe, der Bauer Hans im Rieſengebirge ſey ein Geizhals und turbire ſeine liebe Frau! — Der Pfarrer zog einen Brief hervor, wo alles ausführlich darin ſtand, und reichte ihm Hanſen zum leſen.

Hans hörte, las, und fiel ſeiner Frau zu Füßen, indem er rief: „O Du mein herzallerliebſter Schatz!" dann ſtand er auf umarmte und küßte ſie ſo freundlich wie er ſeit ſeinem Brautigamsſtande nicht gethan hatte, und blieb auch von Stund an der artigſte Mann

im ganzen Riesengebirge. Uebrigens schickte er sich in alles, was der Pfarrer für gut fand. Der kaufte ein hübsches Bauergütchen mit allem Zubehör, welches Hans und Liese fleißig bestellten; ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr zu und ihre Nachkommen, die so fleißig und ordentlich, wie ihre Vorältern sind, gelten jetzt mit für die wohlhabendsten Bauern des Riesengebirges und verehren noch bis auf den heutigen Tag den guten Rübezahl als den ersten Gründer ihres Glücks.

Womit denn dieses fünfte Mährchen von dem lustigen Berggeist ein fröhliches Ende hat.

Drei und achtzigste Nacht.

„Ich komme heute ohne das Buch," sagte Franz zum Freiherrn, als sich wieder Alle um denselben versammelt hatten, „denn die Abenteuer des guten Rübezahl, so hübsch sie an sich sind, ähneln einander doch gar zu sehr, daß man, erzählt man sehr viele hinter einander, leicht langweilen dürfte; auch hat uns Fräulein Alma heute morgen eine Sage versprochen."

„Was Sie von der Langweiligkeit der Variationen über ein und dasselbe Thema sagen, sollten Dichter und Compo-

niſten beherzigen. Warum nehmen ſich dieſe nicht mehr die Natur zum Muſter? neben dem farbigen, ſchönen Schmetterlinge, der zierlich ſich auf der Roſe wiegt, kriecht die Raupe, die von Vielen für häßlich gehalten wird und an ſich doch ſchön iſt. Es giebt nicht leicht etwas Schönres, als den reinen blauen Himmel, aber wie würde uns zu Muthe ſeyn, wenn wir auf einmal nichts neben uns ſähen, als eben dieſen reinen, blauen Himmel?" erwiederte der Herr von Runſitten, und zu Alma gewandt ſprach er freundlich: „nun Alma, laß hören."

Dieſe begann:

Die Sage von den Niſſen.

In einem Halandſchen Bauernhauſe ſaß die kleine Arela und drückte das Köpfchen ängſtlich an die Bruſt der Mutter; dieſe ſelbſt ſaß aufhorchend neben dem ungeheuren Kachelofen, welcher das niedrige Zimmer faſt zu reichlich erwärmte. Sie hatte Wolle geſponnen, jetzt aber die Arbeit ſchweigend aus der Hand gelegt, denn es ſang und zirpte in der Stube, als wenn ein Dutzend Heimchen ihren leiſen und doch ſchrillenden Chor anſtimmten, und ein unſichtbares Heer trippelte mit niedlichen Fußtritten auf und ab.

„Mutter!" — rief Arela bange — „was iſt das, was wir hören und nicht ſehen?" — Die Mutter rückte dem Töchterlein näher und flüſterte, als wollte ſie die Geiſter des Hauſes nicht ſtören: „Das ſind die Niſſen

meine Axela.“ Und als die Kleine ſie fragend anſah, fuhr ſie fort: „Du weißt es noch nicht, mein Kind, daß jedes Haus ſeine Plagegeiſter hat. die das Licht auslöſchen, wenn man Abends in die Vorrathskammer geht, oder die letzte Gluth im Ofen verlöſchen, wenn man am liebſten wieder anfachen möchte, die den Speck aus dem Rauchfang ſtehlen, den Käſe auffreſſen, die Milch gerinnen laſſen, und was das Haus für Plagen der Art hat, hervorbringen.“

Beſonders der Hausfrau machen ſie viel zu ſchaffen, und darum ſingen und trippeln ſie heute ſo unverſchämt um uns herum, weil der Vater, vor dem ſie ein wenig mehr Reſpekt haben, aus iſt und die fremden Herren über das Schneefeld geleitet.“

„Da muß man ihnen denn von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, und da ſie heute ſo unbändig mahnen und poltern, ſo will ich es nicht länger verſchieben.“

Damit ging die Mutter zu dem verſchloſſenen Schranke, nahm zwei ſüße Brodkuchen heraus und legte ſie auf ein kleines Tiſchchen in der Ecke des Zimmers. Dann nahm ſie noch ein Paar in Zucker eingekochte Früchte, die ſie ebenfalls auf ein Tellerchen legte. Ein wenig friſche Wurſt und ein Stück Käſe und friſche Butter, alles von der wackern Hausfrau ſelbſt bereitet, vollendeten das Mahl. Auch ein ganzes Licht legte ſie daneben und bemerkte: „damit ſie mir die Lichter in Frieden laſſen.“

Darauf verkrochen ſich Mutter und Tochter in

ihr breites Federbett, zogen die Decke über den Kopf und hüteten ſich wohl, die Niſſen in dem ganz beſondern Feſtmahl dieſer Nacht zu ſtören. Am andern Morgen war das leckere Mahl verzehrt und die Mutter freute ſich, daß die kleinen Hausteufel ihr Sühnopfer nicht verſchmäht hatten.

Arela wuchs heran und ward eine gar reizende Tochter des Nordens. Erich, ein junger Fiſcher, liebte ſie und ſie liebte Erich. Der ſorgſame Vater wollte ſeine Tochter lieber einem wohlhabenden Bauer geben, als einem Jünglinge, deſſen einziger Reichthum in ſeinen Netzen beſtand. Indeſſen, da er ſah, daß die Liebe der jungen Leute treu war, und da die Mutter ihn bat, ihr einziges Kind nicht zu betrüben, willigte er in ihre Heirath und ein kleines hölzernes Haus mit einem ſchönen Ehebette, dem ſonſtigen nothdürftigen Hausrath und einem Gärtchen, nicht viel größer, als das Häuschen ſelbſt, war das Hochzeitgeſchenk, mit dem die Aeltern das junge Brautpaar beglückten. Arela war das glücklichſte Weibchen und ſchon voll ſüßer Mutterhoffnungen, als ſie eines Abends der Mutter ſagte: „In unſerm Häuschen ſind keine Niſſen, noch nie habe ich einen ihrer Chöre erlauſcht, die mich als Kind ſo ängſtigten und auch nichts von dem Schaden verſpürt, womit ſie Dich ſo oft plagten.“

„Gott gebe, daß ſie nicht bei Dir einziehen,“ — antwortete die fromme Mutter.

„Und jetzt,“ ſprach Alma, „unterbreche ich meine Er-

zählung, obgleich ich damit nicht Effect machen will. Sagen, mein ich, müssen nicht Effect machen, sondern einen Reiz haben, den man nicht zu nennen weiß.“

„Meine Amme,“ sagte Frau von Runsitten, „drohte mir auch immer mit den Nissen, wenn ich nicht schweigen wollte, und beschwor sie, dem schreienden Kinde die Puppe fortzutragen.“

„Zum wegnehmen meiner — aber nur der eßbaren Habseligkeiten, rief meine Kindermuhme gewöhnlich ein gewisses Graumännchen an. Sie war es selbst, und Kuchen, Obst und besonders gebrannte Mandeln wanderten in ihren, stets auffassungsfähigen Magen,“ sprach Franz, „denn sie wußte wohl, daß die zärtliche Mutter, sich über den guten Appetit ihres Lieblings freuend, mich stets mit neuen Leckerbissen versorgte, wenn sie mein Schränkchen leer fand.“

Vier und achtzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Von ihrem Vater aufgefordert, erzählte diese Nacht Alma:

Axela gebar einen Knaben und hatte ihn kaum entwöhnt, als ein zweiter Säugling seine Wiege und seinen Platz an der Mutter Brust erbte. Da ward Erich

ein reicher Mann, ein alter kinderloſer Oheim, der viel beim Schmuggelhandel verdient hatte, war geſtorben und hatte ihn zum Erben eingeſetzt. Das liebe Häuschen ward erweitert; auf den Felſengrund, worauf das Gärtchen ruhte, ward Erde zu einem zweiten gefahren, die Vorrathskammern füllten ſich, eine Magd half der jungen Frau in ihren Arbeiten und die Niſſen zogen ein.

Früher konnte Arela jedes Geräth hinſetzen, wohin ſie wollte, ſie war ſicher, es dort wieder zu finden, jetzt — wenn ſie ſich kaum hingeſetzt hatte, ein Kleidungsſtück für eins der Kinder auszubeſſern, ſchrie ein zweites in der Kammer; ſchnell ſprang ſie auf, ihm die Bruſt zu reichen, und wenn ſie wieder kam, hatten die Niſſen den Fingerhut verſchleppt, oder das Garn in Unordnung gebracht: oder ſie hatte ihre Näpfe mit ſüßen Beeren, davon ſie jetzt auch, wie die Mutter einkochte, ſorgſam mit Blaſen verbunden und weggeſetzt, und wenn ſie bald darauf die Näpfe unterſuchte, hatten dennoch die Niſſen ihren Weg hineingefunden, — oder ſie hatte ein neues Stück Leinen in der Stube liegen, ein häusliches Geſchäft rief ſie hinaus, und wenn ſie wieder kam, war das Leinenzeug in kleine Stückchen zerſchnitten und Niemand war in der Stube geweſen, als ihr kleiner Erich, der ſie mit den unſchuldigſten Augen anſah — wer ſollte es denn wohl gethan haben, als die Niſſen? oder ſie war in den Hof gegangen, um die Küchlein zu füttern, da ſah ſie, wie der kleine Erich ſich dem Teiche nahte und lief, um ihn zu warnen; indem rief der

Mann ſie ins Haus, ſie folgt natürlich dem Rufe, und da ſie in den Garten geht, um zu ſehen, wie die jungen Erbſen ſprießen, findet ſie alle Küchlein im Garten und fröhlich in den Beeten ſcharren und picken; ſie wußte aber ſo gewiß, daß ſie die Thüre des Hühnerhofes hinter ſich geſchloſſen hatte, als ſie zu ihrem Erich lief; wer anders ſollte ſie geöffnet haben, als die Niſſen?

So ging es Tag für Tag; zuletzt ward Arela ganz traurig und ſagte ihrem Erich: „Ach wie ſchlimm geht es mir mit den böſen Niſſen, ſie verbittern mir das Leben.“

„Das iſt wirklich ſchlimm!“ meinte Erich, „weißt Du was, wir wollen meinen Pathen, den weiſen Ulpf, um Rath fragen.“ Und beide warfen ihre Mäntel um, vertrauten die Kinder der treuen Magd und gingen zum weiſen Ulpf. Der aber ſagte mit verſtändiger Miene: „wenn die Niſſen einmal im Beſitz eines Hauſes ſind, ſo kann ſie niemand mehr daraus vertreiben. Ihr müßt umziehen, liebe Kinder, um den böſen Geiſterchen zu entgehen.“ —

Arela und Erich ſeufzten ſchwer, denn ſie hatten das Häuschen gar lieb, weil ihre Kinder das Licht des Tages darin geſehen hatten, indeſſen der weiſe Ulpf hatte es einmal geſagt und ſo ward beſchloſſen, den alten lieben Aufenthalt gelegentlich einmal zu verkaufen, baldigſt aber ein anderes Haus zu beziehen, das eben-

falls Erich gehörte, ihnen jedoch gar nicht heimiſch vorkam. Ach, und die Sträucher, die ſie ſelbſt gepflanzt hatten, waren ſo ſchön herangewachſen, der neue Hühnerhof war eben ſo hübſch und zweckmäßig eingerichtet, die Zimmer trugen ſchon die Farbe der Behaglichkeit und die Kinder ſahen ſo gern aus den Fenſtern auf das Meer, wo tief unten die Schiffe ſegelten. Alle weinten, daß das liebe Haus verlaſſen werden ſollte; aber die Niſſen, wer konnte es mit denen aushalten?

Der große Wagen war bepackt, der das beſte Hausgeräth enthielt. Axela und Erich gingen daneben, die Kinder wurden von der Magd auf einem kleinern Wagen hinterdrein gefahren. Nachdem ſie eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatten, bemerkten ſie ein ſonderbares Gewimmel auf den hochgethürmten Wagen; die Matten, die darüber gehängt waren, bewegten ſich, kleine Geſtalten, die man nicht deutlich von der Höhe, auf welcher ſie ſtanden, unterſcheiden konnte, ſchlüpften hin und her und ſummten leiſe Lieder, wie die ſchwärmenden Bienen. Axela fuhr bange zuſammen; wie damals, als ſie neben der Mutter vor dem großen Ofen ſaß, aber Erich ging muthig an den Wagen hinan und rief hinauf: „Was wollt ihr da oben, ihr kleinen Unholde?“

„Wir ſind die Niſſen!“ — tönte es von oben herunter. — „Aber was thut ihr da oben?“ fragte er wieder, und ein leiſes Stimmchen antwortete: „Wi flotta“

(wir ziehen um). — Axela und Erich ſahen ſich ſtaunend an.

„O ſo laß uns im alten Hauſe bleiben!“ rief ſie endlich heiter lächelnd.

„Sieh, die Niſſen werden wir doch nicht los und ich trage ihre Neckereien lieber in der gewohnten Heimath, als wo anders.“ —

Die Pferde wurden gewendet und Vater, Mutter, Kinder, Magd und Niſſen zogen fröhlich wieder ein.

Je mehr aber die Kleinen wieder heranwuchſen, je ſeltner zeigten ſich die Niſſen, die nach und nach eingetretene häusliche Ordnung und Sicherheit verwies ſie zur Ruhe, und ließ ihnen nur ſo viel Recht, als in allen Wohnungen Schwedens ein uraltes ihnen gönnt.“

Dieſe anmuthige Sage hatte allgemein gefallen — „glücklich ſind Diejenigen,“ ſagte die Freifrau, „wo nur die kleinen Niſſen einkehren, und nicht große Hauskobolde.“

„In der ſchlichten Hütte hat ein großer Hauskobold nicht Raum und den kleinen Niſſen iſt im großen Schloſſe unheimlich, darum ſucht jedes den richtigen Ort, wo es hinpaßt und findet ihn auch,“ ſprach der Maler.

Fünf und achtzigste Nacht.

Der Freiherr war dieſen Tag zum Erſtenmale ſeit ſeiner Krankheit im Garten geweſen und durch die friſche Luft ſichtlich geſtärkt. Frau von Runſitten und Alma bezeigten dem Doctor Willmann die lebhafteſte Dankbarkeit und lobten ſeine Vorſicht.

Der Arzt hielt es für gut, dem Freiherrn jetzt die Zeit nur mit heitern Sagen und Mährchen zu verkürzen und Alle verſprachen: das Heiterſte, was ihnen bekannt ſey, aus ihrem Gedächtniſſe hervorzuſuchen.

Als ſich Alle wieder verſammelt hatten und das Nachtmahl beendet war, begann der Caplan:

Fiedel-Hänschen.

(Ein Mährchen.)

Es iſt ſchon viele Jahre her, und an den Mann, der dies Mährchen erzählt, dachte noch kein Menſch; da ſaß einſam am Wege ein kleiner zerlumpter Junge und dachte daran, daß er ſchon ſeit geſtern früh nichts gegeſſen habe, und wo er heute wohl etwas herbekäme, um ſeinen Hunger zu ſtillen.

Der arme Junge hatte keine Mutter mehr, und ſein Vater war ſchlimmer, als gar keiner, denn er war vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend betrunken, und wenn er betrunken war, dann tobte und ſchalt er und fluchte

gotteslästerlich und prügelte das arme Hänschen, wie er früher die Mutter geprügelt hatte,

Die Mutter hatte so viel geweint und sich gegrämt, daß sie denn auch bald starb. Hänschen weinte auch, aber nur so lange, als der Vater auf ihn losschlug. — Hielt der Vater mit Schlagen ein, so hörte Hänschen gleich mit Weinen auf, und war zufrieden und guter Dinge, wenn er auch manchmal tüchtig fasten mußte — denn der Vater hatte kein Geld für Brot, sondern nur für Bier und Branntwein. Warum Hänschen bei all' diesem Jammer so zufrieden war, das lag erstens daran, daß er ein herzensguter Junge war, mit einem ehrlichen Sinn und einem reinen Gewissen — dann hatt' es aber noch eine andre Bewandtniß und davon will ich jetzt erzählen.

Hänschen's Vater war Dorfmusikant und spielte die Geige in den Schenken und auf dem Tanzplatz unter der Linde. Früher hatte er recht gut gespielt, so daß selbst der alte verstorbene Pfarrer ihn mit Vergnügen zugehört hatte; aber seit er sich das abscheuliche Saufen angewöhnt, fiedelte und kratzte er so heillos, daß die Ratten und Mäuse davon liefen und Hunde und Katzen sich darüber ärgerten. Die Leute in den Schenken und auf dem Tanzplatze machten sich zwar nichts daraus, ob der Vater gut spielte, oder fiedelte und kratzte, denn es war ihnen blos ums Drehen zu thun; dem Hänschen aber ging es immer durch die Seele, denn er hatte die Violine so lieb, weil er wußte,

wie ſchön ſie ſingen konnte, wenn der Vater nur gewollt hätte. —

Kam nun der Vater des Abends betrunken nach Hauſe und hing die Violine an die Wand, ſo jammerte es dem Hänschen, wie das arme Ding ſo beſtäubt ausſah und ſo wehmüthig ſeufzte, wenn der Vater auf der Streu lag und ſchnarchte.

Endlich konnt' er es gar nicht mehr aushalten und nahm ſich die Freiheit, zum Vater zu ſagen: „Ach Vater, Du behandelſt die liebe Violine jetzt noch ſchlechter, wie die ſelige Mutter und mich, gieb Acht! ſie wird auch bald ſterben."

Der Vater ſtand erſt ganz verwundert da und wußte nicht, was er antworten ſollte — endlich aber lief ihm die Galle über, er ſagte gar nichts, ſondern prügelte Hänschen grauſamer denn je, und ging dann davon.

Diesmal mußte auch Hänschen länger weinen, als gewöhnlich, denn die Schläge hatten gar zu weh gethan; aber o Wunder! indem er ſo weinte und ſchluchzte, ſtimmte die Violine an der Wand leiſe, leiſe mit ein. — Als Hänschen das hörte, wurde es ihm immer wehmüthiger um's Herz, und er und die Violine weinten wohl eine ganze Stunde zuſammen, ſo daß Hänschen ſchon glaubte, ſie würden ihr Lebelang nicht mehr aufhören.

Indeſſen, alles nimmt einmal ein Ende, Lachen und Weinen! und ſo fing denn auch erſt die Violine

an, leiſer zu ſchluchzen. — Hänschen machte es eben ſo, und nach einiger Zeit hatten beide zu weinen aufgehört. Was aber Hänschen nun für eine Liebe für die Violine empfand! — das iſt gar nicht mit Worten zu ſagen. — Er rückte ſich einen Stuhl an die Wand, langte die Violine herab und begann ſie von Staub und Schmutz zu reinigen, brachte auch die vierte Saite, welche am feinſten ſingt und die Quinte heißt, und die der Vater in Gottes Namen hatte hängen laſſen, wie ſie geſprungen war, wieder in Ordnung, zog ſie auf und ſtimmte ſo lange, bis ſie den rechten Ton angab. Dann küßte er die Violine und wollte ſie wieder an ihren Platz hängen. Violine aber flüſterte leiſe und traulich: „Hänschen! Du guter Junge! will bei Dir bleiben! ſollſt mich behalten, will Dir ſchöne Lieder vorſingen und mit Dir lachen und weinen in Freud und Leid.“

„Beileibe nicht!“ verſetzte Hänschen. „Wenn der Vater uns zuſammen hörte, ſchlüg er mich todt und würfe Dich vielleicht an die Wand, daß Du aus einander gingſt.“

„Vater ſoll uns nicht hören!“ ſprach Violine. „Du weißt wohl, daß er von jetzt an bis Sonnenuntergang im Wirthshauſe ſitzt und trinkt. Komm! nimm mich und den Bogen, und geh' mit uns in den Wald. Am Bach, wo die Erlen flüſtern und die Nachtigall ſingt da will ich Dich lehren, was Du thun mußt, damit ich auch ſinge.“

„In Gottes Namen denn!“ rief Hänschen entschlossen, „ich will alles thun, was Du verlangst.“

„Und ich, was Du willst,“ sprach Violine.

„Topp!“ rief Hänschen, langte auch noch den Bogen herunter und lief in den Wald an den Bach.

„Willkommen! willkommen!“ murmelte der Bach. „Willkommen! willkommen!, rauschten die Erlen und flüsterten die Blumen. „Kukuk!“ rief der Kukuk; „ein neuer Musikant! — willkommen! Kukuk! Kukuk! Kukuk!“ und die Stieglitze und Zeisige und Grasmücken, die Finken und Sprosser zwitscherten und sangen: „Willkommen! willkommen!“

„Ach! wie schön ist es hier!“ rief Hänschen, setzte sich an dem Rande des Baches, nahm die Violine in den Arm und bat sie: „Nun, Liebchen, sage mir, wie mach' ich's, daß Du einstimmst in die schönen Lieder rings um uns her?“

Da sagte ihm Violine alles, was er zu thun habe, und rief alle Vögel herbei, daß sie dem Hänschen mit lehren möchten, und die Vögel kamen und setzten sich rund um her und gaben jeder erst die einzelnen Töne an: „g, a, h, c, d, e, f, — f, e, d, c, h, a, g.“ Hänschen suchte sie auf der Violine nachzumachen, und das gelang ihm so gut, daß alle Vögel „Bravo Hänschen! Bravo!“ riefen.

Nun kam die Nachtigall herbei und sagte: „ich will singen. Hänschen soll Musikdirektor seyn und

mich begleiten; der Bach ſoll den Baß murmeln, Ihr andern aber bildet den Chor.“

„Höre, Nachtigall!“ ſagte Hänschen, „die Blumenglöckchen müſſen auch mit dabei ſeyn, ſie müſſen aber etwas lauter klingeln, wie gewöhnlich.“

„Du haſt Recht!“ ſprach die Nachtigall, „und Blumenglöckchen ſollen thun, was der Herr Muſikdirektor befiehlt.“

Da gab Hänschen den Takt an, und der ganze Vögelchor begann im Tutti das Concert. — Nun ſang die Nachtigall — o! was die ſingen konnte! Hänschen begleitete ſie auf der Violine und Blumenglöckchen mußten dazu klingeln. Alle andern Stimmen aber ſchwiegen und der Bach ſummte nur ganz leiſe.

Da kamen die Rehe und Hirſche aus dem Waldesdunkel herbeigehüpft, und die niedlichen Eichkätzchen ſprangen Baum auf, Baum ab, und die Häschen ſaßen ganz manierlich auf den Hinterläuften und ſpitzten die Ohren. Die Tannen aber ließen Harz fallen, damit Hänschen den Bogen immer friſch ſtreichen konnte; ſo ſpielte Hänschen, bis die Sonne ſank, da mußte er nach Hauſe. — „Ade! Ihr meine lieben Sänger!“ rief er. „Ade! Herr Muſikdirektor!“ ſchrieen alle, „komm bald wieder!“ und die Nachtigall flötete:

„Bald! — o bald
Zum grünen Wald
Kehr' zurück, Du holder Knabe!
Alles, alles, was ich habe,

Geb' ich Dir im grünen Wald;
Kehr' zurück! Bald, o bald!
Bald — o bald —
Du holder Knabe — — —

Und Hänschen kehrte richtig alle Tage wieder, und lernte immer mehr und mehr die Stimmen des Waldes verstehen und sie nachsingen mit seiner lieben Violine.

Da begab es sich, daß der Schenkwirth des Dorfes starb, und daß seine betrübte Wittwe sich nach einem andern Mann umsah, der sie heirathete. Es wollte sich aber kein Mann finden, denn Frau Liese war garstig und boshaft, und hatte rothe Haare und eine schiefe Nase, und schielte mit beiden Augen recht falsch wie eine Hexe.

Hänschens Vater aber dachte: „Wenn ich die Alte heirathe, so kann ich so viel trinken, wie ich will, und alles umsonst," und somit nahm er gleich einen Schluck aus der Flasche und ging hin zur jungen Frau Wittwe, machte die Augen zu und sprach: „Meine allreschönste Frau Schenckin! Will Sie mich zum Manne nehmen, so sage Sie es nur, so mach' ich mir nichts daraus und heirathe Sie frisch weg."

Da guckte ihn die Schenkin von Kopf bis zu den Füßen an und sagte:

„Er ist wohl ein alter ungeschliffener Taugenichts; aber besser Etwas als Garnichts! Hier hat Er meine Hand, ich will Ihn heirathen!"

Also heiratheten sich die Beiden, und auf der Hochzeit ging es lustig her. Aber bald merkte Hänschens Vater, wie er sich garstig verrechnet habe, denn er bekam nichts mehr zu trinken als helles, klares Wasser, und hatte er ja einmal einen Trunk erwischt, so machte seine böse Sieben sich über ihn her und zerdrosch ihn mit dem ersten bestem Geräthe.

Darüber ward er denn ganz melancholisch und seufzte oft: „O meine liebe selige Frau! Hätte ich Dich nur nicht so schlecht behandelt, so lebtest Du wohl noch und würdest mich nicht so schlecht behandeln, wie mein alter Drache! O lebte meine selige Frau nur noch! ach! ach!“ und dabei weinte er recht erbärmlich.

Als das Hänschen hörte, faßte er sich ein Herz und trat zum Vater, die Violine in den Händen, und begann zu spielen und zwar so wunderschön, daß dem Vater vor Erstaunen der Mund offen blieb und die Thränen ihm hineinliefen, ohne daß er es merkte, obschon sie sehr bitter und salzig schmeckten.

Als Hänschen aber endlich aufhörte zu spielen, da fiel ihm der Vater um den Hals und fing wieder an zu weinen; aber diesmal vor Freude und rief: „Hänschen! mein lieber Sohn — wie spielst Du so wunderschön! — Nun will ich Dich auch nie und nimmermehr schlagen, und will die Stiefmutter bitten, daß sie das Schulgeld bezahlt, damit Du in die Schule gehen und etwas lernen kannst.“ Die Stiefmutter hatte dazu aber gar keine Lust, sondern wollte haben, Hänschen

ſollte Schneider werden bei ihrem Bruder im nächſten Marktflecken, und als Hänschen ſagte: „ein Schneider mag ich nicht werden!“ ſchrie ſie: „Du mußt!“ und gab ihm mit ihrer dürren Hand ein Paar Ohrfeigen, daß ihm der Kopf ſchwindelte. Das war zu viel für den Vater, aber er durfte nichts ſagen.

Am andern Morgen jedoch, als es noch ganz dunkel war, ſchlich er ſich leiſe in die Speiſekammer, nahm ein Paar geräucherte Würſte, ein Stück Speck und einige Butterſtollen heraus, packte alles in einen Zwerchſack, und ging damit in Hänschens Schlafkammer.

Hänschen ſchlief noch und träumte von ſeinem lieben Walde; das Kammerfenſterchen ſtand offen, und der ſcharfe Morgenwind ſtrich durch die Saiten der Violine, welche über Hänschens Bett hing, daß ſie leiſe klangen in gar lieblichen Tönen.

Der Vater blickte einige Augenblicke auf ſein ſchlafendes Kind, und das Herz wollte ihm ſchier brechen! — Doch faßte er ſich, und ſich über Hänschen beugend, weckte er ihn mit einem Kuß. Hänschen wachte auf, aber noch halb ſchlaftrunken fragte er: „Was willſt Du, Nachtigall?“

„Hänschen! Hänschen!“ rief der Alte, „was ſchwatzeſt Du? ich bin ja keine Nachtigall, ſondern Dein Vater.“

„Ei, mein Vater!“ ſprach Hänschen, munter aus dem Bettchen ſpringend — „wie biſt Du heute ſo freundlich?“

„Zieh' Dich an, Hänschen," versetzte der Vater; „zieh' Dich an, nimm die Violine und folge mir, aber leise, daß niemand erwacht."

Hänschen that, wie ihm der Vater befohlen hatte. Er zog sich an, nahm die Violine und den Bogen von der Wand und folgte leise dem Vater aus dem Hause.

Beide gingen, ohne ein Wort zu reden, dem Walde zu. Als sie an den Bach kamen, sagte der Vater: „Hier, Hänschen, laß uns hinsetzen und höre mir aufmerksam zu." Beide setzten sich an den Bach und der Vater fuhr fort:

„Sieh, mein Kind! ich habe mich an Deine selige Mutter, meiner lieben seligen Frau, oft und hart versündigt, und wohl nur zu gewiß ist es, daß der Gram und der Kummer über mein garstiges Leben sie vor der Zeit in's Grab gebracht haben. Der Himmel hat mich dafür gestraft, indem mich die böse Stiefmutter geheirathet hat — ich erkenne die Gerechtigkeit und den Nutzen dieser Strafe, und will sie tragen, so lange es Gott für gut findet. — Du aber, mein gutes Hänschen! sollst nicht mit darunter leiden, und da ich zu schwach bin, um Dich gegen die böse Stiefmutter zu beschützen, so geh' jetzt mit Gott in die weite Welt. Der Himmel läßt kein gutes Kind umkommen, und überall gibt es gute Menschen, die dem Hilflosen helfen. Du vollends, Hänschen, wirst bald Dein Glück machen, wenn die Leute Dich spielen hören. Ist dies der Fall, so denke an Deinen armen Vater und komme

zurück, ihn aus seinem Elende zu erlösen, wenn er bis dahin noch nicht gestorben ist. Hier hast Du meinen Segen, einige Lebensmittel für die ersten Tage und einen Abschiedskuß — und somit gehe mein guter Junge, und weine nicht, es muß schon einmal geschieden seyn!" Hänschen hing an des Vaters Halse und wollte ihn gar nicht loslassen, „das bischen Prügel," meinte er, „will ich schon ertragen, wenn ich Dich, Vater, nur nicht allein bei der bösen Stiefmutter lassen muß!" Aber der Vater sagte: „Ich weiß am besten, was Dir frommt, also thu', was Dein Vater Dir sagt."

Da ließ Hänschen langsam die Arme vom Halse des Vaters herab sinken und sagte betrübt: „So lebe denn wohl, Du lieber, guter Vater!".

Indem rauschte es stärker in den Wipfeln der Bäume und die Gräser und Blumen schauerten zusammen, im Osten aber flimmerte durch das Laub das erste Frühroth.

„Wenn Dir die Finger nicht zu kalt sind, Hänschen!" sprach der Vater — „so wollt ich Dich bitten, daß Du mir noch einmal etwas vorspieltest."

Hänschen setzte rasch die Violine an und begann zu spielen — als das die Vögel hörten, wurden sie munter und stimmten mit ein:

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Morgenglühn! Morgenglühn!
Schimmert durch des Waldes Grün.

Ueber Kies und bunt Geſtein
Schäumt der Bach im Schnee ſo rein,
Tirili, Tirili!
Ti!
Kukuk!

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Vogel-Chor! Vogel-Chor!
All' ihr Andern kommt hervor!
Hirſch' und Reh' mit flücht'gem Sprung,
Häschen luſtig! alt' und jung.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk!

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Lichtes Blau! — Lichtes Blau! —
Von den Blättern fällt der Thau,
Höher kommt die Sonn' herauf,
Blümchen! thut die Aeuglein auf.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk! — —
Tirili! —

Alſo ſpielte Hänschen und ſangen die Vögel. — Als er geendet hatte und ſich umſah nach dem Vater, hatte dieſer ſich leiſe weinend davon gemacht und war ſchon aus dem Walde hinaus. Hänschen wäre ihm bei-

nahe nachgelaufen, doch besann er sich, was der Vater ihm gesagt hatte und beschloß, ihm zu gehorchen. Was er aber weiter beginnen sollte, wußte er noch nicht; doch vertraute er dem lieben Gott, der schon alles, was da kommen sollte, machen würde.

„Morgen mehr von den Schicksalen des armen Hänschens," sprach der Caplan und wünschte der Gesellschaft gute Nacht, um noch zum nächsten Festtage zu studiren.

Sechs und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Mährchens.)

Vorerst wusch er sich im Waldbach, sprach ein kurzes, fröhliches Morgengebet und langte dann aus dem Zwerchsacke ein Stück Brod und ein Stück Speck hervor und schmauste tapfer drauf los — vergaß auch die Vögel nicht, welche zutraulich herbei kamen und sich einige Brodkrumen ausbaten. Als er sein Frühstück verzehrt hatte, putzte er vor allem seine Violine, stimmte sie recht rein, wie es ihm der Vater in letzter Zeit noch gelehrt hatte, spielte die einzelnen Töne noch ein halbes Stündchen, um alle recht sicher herausbringen zu können, und ging dann auf gut Glück tiefer hinein in den Wald.

So wanderte er den ganzen Tag und der Wald wollte gar kein Ende nehmen. Dem Hänschen machte das wenig Sorge, denn sein Zwerchsack war wohl versehen und der Wald war kühl, auch fehlte es ihm nicht an Zeitvertreib: denn seine Violine erzählte ihm die schönsten Geschichten, und bald hier, bald da rief ihm ein bekannter Fink, Hänfling oder Stieglitz einen freundlichen Gruß zu.

Da neigte sich abermals die Sonne und ihre letzten Strahlen streiften an den Baumstämmen hinauf, bis zu den Wipfeln wo sie eine Weile glühten; endlich verschwanden sie auch von da, und nun ward es immer dunkler im Walde. — Aber nicht lange währte es, da kam auf der entgegengesetzten Seite der Vollmond herauf und leuchtende Johanniskäfer flogen durch die Büsche, und nun öffnete sich plötzlich die Aussicht auf einen ziemlich großen See, woraus der Mond zurückschimmerte und Nachtigall fing an zu singen — o! wie das schön war! —

Hänschen fand das auch und beschloß, die Nacht hier zu verweilen, suchte sich ein recht bequemes, moosbedecktes Plätzchen aus, streckte sich drauf nieder, und nachdem er sein Abendbrod verzehrt, seine Violine noch einmal untersucht hatte, wünschte er ihr eine gute Nacht, steckte sie, damit der Nachtthau ihr nicht schade, in den Zwerchsack, sprach sein Abendgebet und schickte sich an einzuschlafen. Da verbreitete sich plötzlich ein milder Schein durch den ganzen Wald, es war, als ob

der Mond noch dreimal so hell strahlte, dazwischen fuhren unzählich leuchtende Johanniskäfer hin und wieder.

Aber das war das Geringste! Bald regte es sich rings umher, und aus den Büschen und Blumenkelchen schlüpften zarte Gestalten von menschlicher Bildung, aber so schön, so duftig und leicht, daß man wohl merken konnte, es seyen keine Menschen, sondern Geister. Alle waren nur so groß wie Hänschen, hatten aber Gesichter wie Jünglinge und Jungfrauen; sie waren in durchsichtige Gewänder gekleidet und hatten Kränze in den Haaren von Lilien, welche wie eitel Silber glänzten. Zwei von ihnen, ein himmlisch schöner Jüngling und ein noch schöneres Mädchen, waren etwas größer und hatten, statt der Kränze silberflimmernde Kronen auf den Häuptern.

Das ist gewiß der König und die Frau Königin, dachte Hänschen, und verhielt sich ganz still.

Der König hatte sich einen Platz ausgesucht, welchen der Mond am hellsten beleuchtete. Hier berührte er mit seinem Lilienscepter den Boden und alsbald sprüheten silberne Lilien hervor und bildeten einen prächtigen Thron, worauf er mit seiner Königin Platz nahm; die übrigen Elfen (denn das waren die lieblichen Wesen), wiegten sich auf den Blumenkelchen und auf den Nebelstreifen, welche sich über den See gebreitet hatten, und koseten und scherzten und tranken Honigthau aus den Kelchen der Maienblümchen.

Als aber der Mond gerade über dem Walde stand

und alles ringsum in mährchenhaften Schlummer hüllte, da gab der König ein Zeichen mit dem Blumenſcepter, und nun begannen die Elfen ihren Ringeltanz:

Ihr Elfen und ihr Elfinnen,
Der Mond der ſcheint ſo hell!
Kommt ſchwebet her und ſchwebet hin —
Dreht euch im Kreiſe ſchnell. —
Leiſe! leiſe!
Leiſe! leiſe!
Tönt die zärte Elfenweiſe.
Wenn die andern Stimmen ſchweigen —
Wenn kein ird'ſcher Lauſcher wacht —
Schlingen wir den Elfenreigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht.

Blumenduft und Mondesſtrahl,
Nebelſtreifen allzumal.
Und die ſilberlichten Wölkchen
Tragen unſer leichtes Völkchen
Hin und her und her und hin. — —
Leiſe! leiſe!
Leiſe! leiſe!
Singt die zarte Elfenweiſe.
Weil die andern Stimmen ſchweigen,
Weil kein böſer Lauſcher wacht —
Schlingt den luft'gen Elfen-Reigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht —
Schwebet her! — ſchwebet hin! —
— Hin! — hin! — — — hin! —

„Ihr Mährchen hat mich innig ergriffen!" ſprach Herr von Runſitten, als der Caplan ſchwieg. „Wohl iſt es et-

was Herrliches um die Kunſt und ich wundre mich daß denen, die ſie Freundin nennen — irgend etwas auf der Welt noch darüber geht. Was iſt gegen ſie Ruhm und Macht, Schönheit nnd Reichthum?"

„Ich glaube, wer ſich ganz der Kunſt weiht, liebt ſie mehr als man nur irgend einen Menſchen lieben kann!" ſagte der Maler, „ich meines theils trage ſie innig im Herzen, denn ſie iſt treuer und zuverläſſiger als Freundſchaft und Liebe!"

„Dann werden Sie kein Weib beglücken!" ſprach mit mildem Ernſte die Freifrau.

„O doch, wenn ſie mich liebt! das Weib macht weniger darauf Anſpruch über Alles geliebt zu werden, als ſelbſt innig zu lieben und ſeine Liebe erkannt zu ſehen. Auch iſt die Kunſt wohl eine Nebenbuhlerin welche es am erſten duldet, und ich glaube, Sie meine gnädige Frau würden dem Gemahl nicht darüber zürnen, da Sie fähig ſind den Werth der Kunſt zu begreifen."

Die Freifrau lächelte und der Herr von Runſitten ſagte zum Caplan: „fahren Sie morgen fort von dem kleinen Künſtler zu erzählen. Gute Nacht!"

Er entfernte ſich raſch und die Geſellſchaft hörte ihn noch lange auf dem Klavier phantaſieren.

Sieben und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung des vorigen Mährchens.)

Und wirklich verschwebten die zarten Wesen alsbald und immer leiser und leiser verhallte ihre Tanzweise, bis sie zuletzt gar nicht mehr zu hören war.

Hänschen aber sprang auf und rief einmal über das andere: „Was hab' ich gehört! — Ach, was hab' ich gehört! — Violinchen! Violinchen! hast Du's auch gehört!"

„Freilich Hänschen!" wisperte Violinchen, „es ist der Elfentanz, wenn den ein Mensch hört, so kann er gar nicht widerstehen."

„Wenn Du ihn nur nachsingen könntest, Violinchen."

„Nimm mich nur aus dem Sack, Hänschen! und versuch' es."

Und Hänschen nahm hastig die Violine hervor und wollte sogleich zu spielen anfangen! da flog aber Nachtigall herbei und sprach: „Beileibe nicht jetzt, Hänschen! und nicht hier im Walde; wenn Du bei Nacht und im Walde die Elfenweise nachspielst, so kommt das kleine Volk zurück und zwickt und kneipt Dich, daß Du braun und blau wirst, und verhext Violinchen, daß sie niemals mehr singen kann. Warte bis es Tag ist! dann will ich vor Dir herfliegen und Dir den Weg aus dem Walde zeigen."

„Hab' Dank, Nachtigall!" sagte Hänschen, packte Violinchen wieder in den Sack, streckte sich wieder auf sein Mooslager und entschlief bald.

Ueber ihm saß die Nachtigall auf einem Baum und sang ihm ein Schlummerlied. Als die liebe Sonne wieder am Himmel stand, erwachte Hänschen, besann sich auf alles, was er gestern erlebt hatte, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo es ihm erlaubt seyn würde, die Elfenweise zu wiederholen. — Er wusch sich daher rasch, sagte dem lieben Gott „guten Morgen!" und aß nur ein ganz klein wenig. Dann rief er: „Nachtigall! ich bin fertig!" und Nachtigall flog vor ihm her, bis der Wald zu Ende war und Hänschen die Landstraße ganz deutlich sehen konnte. Da sagten ihm die Nachtigall und die andern Waldvögel ein „Lebewohl!" und „komm bald wieder!" Hänschen versprach dies und trat hinaus auf die Landstraße.

Hier war sein erstes, daß er Violinchen stimmte und sogleich den Elfentanz probirte. Es glückte ihm schon beim ersten Mal — noch besser das zweite Mal, und als er zum dritten Mal die Probe gemacht hatte, rief er freudig: „Violinchen! wir können's!" und nun erst machte er sich zufrieden über sein Frühstück her.

Als die Sonne höher stieg, brannte sie sehr und Hänschen sah' sich nach einem Obdach um. — Seitwärts am Wege lag ein großes Dorf; es mochte wohl noch eine halbe Stunde bis dahin seyn. Hänschen wanderte getrost drauf los.

Als er in dem Dorfe ankam, war es gerade Mittagszeit und aus allen Häuſern ſtieg der Dampf der warmen Speiſen unſerm Hänschen gewaltig in die Naſe — ſein Zwerchſack war ſo ziemlich leicht geworden, und als er ihn näher unterſuchte, gewahrte er mit Schrecken an ſeiner letzten geräucherten Wurſt, daß ſie von Holz und eine bloße Schauwurſt ſey, wie die Stiefmutter ſie vor die Fenſter zu hängen pflegte, um damit anzuzeigen, daß ſie Würſte zu verkaufen habe; wahrſcheinlich hatte Hänschens Vater ſich in der Dunkelheit vergriffen — Hänschen hatte ſomit nichts mehr im Schnappſack, als eine alte Stolle und ein ganz kleines Stückchen ſalzigen Speck.

Da ſtand er gerade vor der Schenke, wo mehrere Fuhrwerke hielten. Unter dem Schenkthor ſtand, die Hände über den Bauch gefaltet, der dicke Wirth und blinzelte in die Sonne.

In der Schenkſtube aber, deren Fenſter offen ſtanden, aßen die Fuhrleute Sauerkraut und Schinken, das beliebte deutſche Volkseſſen, wovon die Deutſchen ſo ſtark und ſo ehrlich werden.

Hänschen trat näher, reckte den Hals in die Höhe und guckte recht ſehnſüchtig durch's Fenſter nach der ſchönen Sauerkrautſchüſſel.

Als ihn nun der dicke Wirth alſo gewahrte, ſprach er zu ihm: „Heda! Du dummer Junge, was ſtehſt Du da und ſperrſt Deinen Schnabel auf und lungerſt? Willſt Du Dir einen Teller voll Sauerkraut und ein

Stück Schinken gewinnen, ſo nimm Deine Fiedel zur Hand und ſpiele meinen werthen Gäſten eines auf, damit ſie luſtig werden und mehr trinken."

Das ließ Hänschen ſich nicht zweimal ſagen, ſogleich ſetzte er ſeine Fiedel an und begann den Elfentanz zu ſpielen.

O Himmel! wie ſperrte nun der dicke Wirth ſein großes Maul auf und Augen und Ohren dazu als er die wunderliebliche Weiſe vernahm! — Den werthen Gäſten fielen Meſſer und Gabeln aus den Händen — ſie vergaßen das Eſſen, und die Aufwärter und Schenkmädchen das Aufwarten. — Nicht lange währte es, ſo lief das ganze Dorf zuſammen. Die Alten wagten kaum zu athmen, die jungen Burſche und Jungfrauen lächelten einander zu, die kleinen Bübchen und Mädchen aber hüpften um Hänschen herum, der immer wieder von vorn anfing und immer ſchöner ſpielte, je länger er ſpielte.

Endlich wurd' er müde und ließ den Bogen ſinken, da ſeufzten alle, wie aus einem Traume erwachend: „Ach!" — der dicke Wirth aber ſchrie weinend: „Sauerkraut! gebt ihm Sauerkraut zu eſſen, dem herrlichen Jungen! dem großen Künſtler! Gebt ihm ſo viel er will und Schinken oder Wurſt — was er will. — Hörſt Du, Junge? — was Du willſt — ſo viel Du willſt! Dich kann ich nicht zu theuer erkaufen!" und ſomit bückte er ſich und umarmte Hänschen freundlich und führte ihn in die Gaſtſtube, wo er am obern

Ende des Tiſches den Ehrenplatz einnehmen mußte und es ſich trefflich ſchmecken ließ.

Hernach ließ der Wirth den Dorfſchneider kommen, und der mußte dem Hänschen auf der Stelle neue Kleider nähen, und der Gevatter Sattler machte ihm ein neues Ränzel, und der Schuſter ein Paar Schuhe, und vom Schulmeiſter Chriſtel bekam er eine Mütze, und von der Frau Schulzin ſechs neue Hemden — und er hätte wohl noch mehr bekommen, wenn er nur alles hätte mit ſich ſchleppen können.

Der Wirth hätte am liebſten geſehen, wenn Hänschen immer bei ihm geblieben wäre, aber Hänschen nahm die Violine zur Hand und ſpielte und ſang:

„Laßt mich wandern! ich muß wandern! —
Hört ihr nicht den Ruf erklingen?
Bäume rauſchen, Blumen flüſtern,
Quellen murmeln, Vögel ſingen! — —
Laßt mich wandern! laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt!

Durch die Wälder, durch die Felder,
Durch die Thäler, über Höhen;
Ueber Ströme, über Meere,
Wo die freien Lüfte wehen,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt.

Laßt mich wandern, laßt mich wandern
Und ich will euch Lieder ſingen!
Süße, alte Mährchen-Weiſen,
Die im Herzen nie verklingen,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt.“

„So gehe denn mein Söhnchen!“ ſprach der Wirth, als Hänschen am andern Morgen ſich vielmals bedankte und Abſchied nahm. „So gehe denn, und wenn Du in die Stadt kommſt, ſo ſpiele nur friſch darauf los und es wird Dir an Geld und Beifall nicht fehlen. Darauf überreichte er ihm ſein Ränzchen, wohl mit Lebensmitteln angefüllt und ein kleines Fläſchchen mit ſüßem Wein, und Hänschen wanderte ſingend und ſpielend aus dem Dorfe. — Und von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wanderte er fort, und wo er ſpielte, da liefen Alt und Jung zuſammen und wurden heiter. Aber an ſeiner Elfenweiſe konnten ſie ſich gar nicht ſatt hören, und wenn er die ſpielte, ſo hätten die Leute ihm alles gegeben, was er nur immer hätte verlangen mögen.

Hänschen war nach und nach 18 Jahre alt geworden, und ein wunderhübſcher Junge, mit ſchönem, langem, kaſtanienbraunem Lockenhaar, großen dunkeln Augen, friſchen Lippen und rothen Wangen. Geld hatte er nicht, weil er ſich nichts daraus machte, aber weil er immer gut und reines Herzens geblieben war, ſo hatten ihn noch immer die Vögel, Blumen und Waldbäume ſo lieb, wie früher, und ſprachen fortwährend mit ihm, als ob er noch ein Kind wäre, und Violinchen vollends kam nie von ſeiner Seite und wurde immer wohllautender, je länger ſie bei ihm war: ſo geht's, wenn man ſelbſt gut iſt, dann hat man mit allem Lieben und Schönen gute Cameradſchaft.

Hänschen und seine Violine waren solchergestalt weit und breit in der Welt bekannt geworden, und die kleinen Kinder klatschten schon in ihre Händchen, wenn nur der Name Fiedelhänschen — wie man ihn allgemein nannte — ausgesprochen wurde. — So kam er denn einstmals in ein Land, wo er aber gar nicht spielen durfte, da eben große Landestrauer war, weil die Königin gestorben, und die wunderschöne Prinzessin, ihre Tochter, auf den Tod krank lag, weil sie sich so gegrämt hatte über den Verlust ihrer geliebten Mutter. — Der König, ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, gerieth darüber in Verzweiflung, und versprach dem Arzte sein halbes Königreich, dem es gelingen würde, die Prinzessin zu retten.

Aber keiner konnt' es! Zwar sagten die gelehrten Herren, wenn man die Prinzessin aufzuheitern vermöchte, so würde sie alsbald besser werden; aber wie das anzustellen sey, das wußten sie nicht, und niemand wußte es, denn alle Versuche waren schon fehl geschlagen.

Da ließ der König öffentlich ausrufen: „Wer die Prinzessin heilt, der soll nach mir der Erste im Lande seyn, und wenn sie ihn zum Manne will, mein Nachfolger, wenn ich sterbe."

Aber keiner hatte den Muth, sich zu melden, weil alle Doktoren schon gesagt hatten, die Prinzessin sey nicht mehr zu retten.

Da dachte Hänschen: „Ich will es in Gottes Na-

men verſuchen! und wenn mich die ſchöne Prinzeſſin hernach auch nicht will, was ſchadt's? — hab' ich doch eine gute Tochter gerettet und einem Vater ſein Kind erhalten. Ach Gott! mein Vater! vielleicht helf' ich dem auch dadurch."

Muthig ging er nach dem Schloſſe, und als er der Wache ſagte, er wolle der Prinzeſſin helfen, führten ſie ihn ſogleich zum Könige, denn dieſer hatte befohlen, Niemanden, ſo gering er auch ſeyn möchte, abzuweiſen, weil er alles verſuchen wollte, um ſein Kind zu retten; alſo mußten die Wache und das Hofgeſinde eine Ausnahme von der Regel machen. und auch gegen Geringe und Arme höflich und freundlich ſeyn.

Als Hänschen nun mit ſeiner Violine vor dem Könige ſtand, fragte der König: „Und Du willſt meine Prinzeſſin wieder herſtellen, daß ſie nicht ſtirbt?"

Da ſagte Hänschen: „Herr König! gewiß kann ich das nicht ſagen, denn über Leben und Tod hat ein ganz Anderer, als wir Beide, zu befehlen, auch hab' ich Deine Prinzeſſin noch nicht geſehen — doch warum ſie krank iſt, weiß ich, und für ein ſolches Herz iſt mein Mittel allemal gut, und wenn ſie nicht leben bleibt, ſo ſoll ſie wenigſtens ſüß einſchlafen und ohne Schmerzen ſterben."

Da kamen dem Könige die Thränen in die Augen und er ſagte: „Gut! ich will Dich in ihr Zimmer führen laſſen, verſuche Dein Heil, ich kann die Arme in ihrem jetzigen Zuſtande nicht ſehen."

Darauf ließ er Hänschen in das Zimmer der Prinzessin führen. Hänschen hieß Alle hinausgehen, bis auf die Oberhofmeisterin und den alten Leibarzt — dann trat er an das Bettchen, wo die Prinzessin lag mit geschlossenen Augen und todtblaß im Gesichte — er sah sie lange an, setzte sich dann in einiger Entfernung und fing an zu spielen. Erst ganz leise, wie Blättergeflüster, wenn der Abendwind durch den Hain säuselt, und süß beschwichtigend und tröstend, wie ein Herz zum andern, wenn sich zwei fanden und das eine trauert. Da schlug die Prinzessin die Augen auf — und seufzte leise: „Wie ist mir? wo bin ich?"

„Gott!" rief der Leibarzt — „Gott! sie redet wieder!" und aus dem Nebenzimmer eilte sogleich einer zum Könige und brachte ihm Nachricht: „Wunder, Ew. Majestät, Dero Prinzessin Tochter geruhen wieder zu reden!"

Und Hänschen spielte weiter, und Nachtigallenlied und Quellenrieseln flossen in einander, und der Waldbach murmelte den Baß — alles, wie er es selbst vielmal im Walde gehört hatte. —

Da begann die Prinzessin zu lächeln und eine sanfte Röthe überflog ihre Wangen. — „Ach, meine Nachtigall!" flüsterte sie — „bringt mir Blumen und bunte Steine."

Und wieder schickte der Arzt Boten an den König, mit der Nachricht: „Sie ist gerettet, wenn jetzt ein wohlthätiger Schlummer sich einstellt."

Da ließ Hänschen leiſe, leiſe das Nachtigallenlied verbeben, und nur ein kaum hörbares Säuſeln, wie von vorüberziehendem Nachtwind flog durch das Gemach. Plötzlich aber zitterten die Töne wie Mondesſtrahlen, und nun begannen erſt die Blumenglöckchen zu klingen und die Johanniskäfer zu ſummen, bis endlich der Elfentanz einfiel, welchen er diesmal ſo ſchön ſpielte, daß wohl ſelbſt die Elfen ihn nicht hätten ſchöner ſpielen können.

Acht und achtzigſte Nacht.

(Schluß des Mährchens.)

Aber, wie ſoll ich erzählen, was ſich nun auch alles begab? Der König war herbeigeeilt, er ſah die Prinzeſſin ſelig lächelnd mit hellen Augen auf ihrem Lager ſitzen, er wollte auf ſie zueilen; aber ihn ſelbſt, ſo wie alle Anweſende bannte der Zauber der ſüßen Elfenweiſe, daß er nur entzückt lauſchen konnte, und das Schloßgeſinde drängte ſich nach der Zimmerthür und lauſchte.

Als Hänschen den Elfenreigen dreimal durchgeſpielt hatte und nun ſchloß, ſank die Prinzeſſin in die Kiſſen zurück und verfiel in einen ſanften Schlaf, wobei ihre Wangen glühten, wie junge Roſen, und ihr Athem leicht und ruhig war.

Der Leibarzt aber, nachdem er tief geſeufzt hatte, trat hinzu, fühlte ihr den Puls und ſprach: „König, ſie iſt gerettet!“

Da ging der König auf Hänschen zu, umarmte ihn und hing ihm eine goldene Gnadenkette um den Hals, befahl darauf, ihm koſtbare Kleider anzulegen und ihn wie einen gebornen Prinzen zu halten.

Am andern Morgen war die Prinzeſſin friſch und geſund und gab ſich zufrieden über den Tod ihrer geliebten Mutter, und als der König ihr ihren Retter vorſtellte, ſagte ſie ſogleich, daß ſie bereit ſey, ihres Vaters Verſprechen zu erfüllen; und nach einigen Tagen wurden Hänschen und die ſchöne Prinzeſſin feierlich mit einander vermählt.

Gleich nach der Hochzeit bat Hänschen ſeinen Schwiegervater, daß er ihm erlauben möge, mit ſeiner jungen Frau und einem kleinen Gefolge einige Zeit zu verreiſen. Gern willigte der König ein, und Hänschen und die Prinzeſſin nebſt Gefolge zogen nach der Gegend, wo Hänschens Geburts-Dorf lag. — Als er durch den Wald kam, kannte er noch alle Bäume, und die Bäume kannten ihn, und erzählten den Kindern und Kindeskindern der Waldvögel, welche vor 10 Jahren hier gehauſet hatten, vom kleinen Fiedel-Hänschen; und alle kamen herbei, und auch der alte Kukuk, welcher allein von den alten Vögeln noch übrig geblieben war, kam mit ſeiner jungen Sippſchaft herbei. Von ihm erfuhr Hänschen auf ſeine Fragen, daß die Stiefmut-

ter geſtorben wäre, daß der Vater aber noch lebe, und alle Abende herkäme und ſich hinſetze an den Waldbach, wo er von Hänschen Abſchied genommen hätte.

Alſogleich ließ Hänschen mitten im Walde, nicht weit vom Bach, ein ſchönes Gezelt aufſchlagen, von außen aber durch Baumzweige und Buſchwerk verſtekken, gab dem alten Kukuk ſeine Aufträge, welcher davon flog, und lud ſeine Frau Prinzeſſin ein, mit ihren Damen in das Zelt zu treten, das andere Gefolge mußte ſich in der Nähe verbergen.

Als nun die Sonne bald ſinken wollte, ſchlich ein alter Mann den Waldweg daher dem Bache zu — ach! Hänschen erkannte ihn wieder, und konnte ſich kaum halten, daß er ihn nicht um den Hals fiel, denn es war ſein Vater.

Der Alte ſetzte ſich an den Bach, ſchaute hinein und fragte: „Sage mir Bach, haſt Du mein Hänschen nicht wieder geſehen?“

„Nein!“ murmelte der Bach melancholiſch.

„Und Du?“ fragte er und ſchaute über ſich, wo der alte Kukuk auf einem Baume ſaß.

„Kukuk!“ rief der Kukuk — „laß uns hoffen!“

„Ach!“ ſeufzte der Alte, „alle Geſpielen meines Hänschens ſind geſtorben, Nachtigall und Fink, Hänfling und Meiſe, auch der luſtige Stieglitz; von allen Kreaturen, die ihn lieb hatten, leben nur Du und ich noch und ſind beide alt worden und ſchwach — meine Stimme zittert und Dein Ruf dringt nicht mehr kräf-

tig durch den ganzen Wald — wir haben gehofft und gehofft und Hänschen iſt nicht zurückgekehrt — alter Kukuk! wenn Hänschen, wie ſeine andern Spielgenoſſen geſtorben wäre?“

„Nicht doch, Alter!“ rief der Kukuk, „laß uns hoffen! Die Schwalben haben mir von einem muntern Burſchen erzählt, der Deinem Hänschen ſehr gliche, — aber horch! die junge Nachtigall fängt an zu ſingen,“ und wirklich begann die Nachtigall ihre Weiſe — aber nicht lange währte es, und eine andere Weiſe miſchte ſich hinein — nur zu bekannt dem Alten! Er ſprang auf — taumelte wieder ins hohe Gras und rief: „Gott! wär's möglich?“ —

Da brauſten ſtärker die Töne und luſtige Jagdhörner klangen darein, und die Bäume ſchüttelten fröhlich ihre Kronen, die Blumen klingelten und Hirſch' und Rehe tanzten ungeſcheut herbei.

Da rief der Alte jauchzend: „Hänschen, mein Hänschen, Du biſt's, und Violinchen iſt's! o komm! komm zu Deinem alten Vater!“

Da ſtürzte Hänschen hervor, ſeinem Vater in die Arme, und beide herzten und küßten ſich und weinten vor Freude. In dem Walde aber klang die Muſik fort und der Kukuk und ſeine junge Sippſchaft ſchrieen luſtig: „Kukuk!“

Als die beiden, Vater und Sohn, ſich ein bischen von ihrer Freude erholt hatten, kamen die junge Prinzeſſin und ihr Gefolge herbei. Hänschen erzählte ſeinem

Vater alles und ſtellte ihm ſeine junge Frau vor, welche nicht anſtand, den Vater ihres Mannes herzlich zu küſſen. Weil im Dorfe doch kein gutes Unterkommen war, ſo beſchloſſen ſie, die Nacht im Zelte zu verbringen, für das Gefolge wurden noch mehr dergleichen aufgeſchlagen. Der alte Kukuk aber lachte: „vergebene Mühe! Kukuk hat ſchon für alles geſorgt beim Herrn des Waldes!“ —

Und als es Nacht war und alle ſchliefen, flog Kukuk in das Zelt des Prinzen und winkte ihn und ſprach: „Steh' auf! Deine Freunde und Beſchützer nahen.“ Und als Hänschen aufſtand, hörte er ſchon die Elfenweiſe. Raſch nahm er nun ſeine Violine und folgte ſpielend dem Kukuk.

Auf dem freien Waldplan ſah er alle Elfen und den König und die Königin; und Oberon winkte ihm freundlich und ſprach: „Dir iſt vergönnt worden, was keinem andern Sterblichen vergönnt wurde.: unſern Elfenreigen haſt Du gehört, und darfſt durch ihn Deine Mitmenſchen erfreuen und beglücken. So lange Du ſo gut und kindlich bleibſt, wie bisher, wird Dir auch die holde Zaubergabe bleiben und wir werden Dich lieben und ſchützen. Kehre jetzt zurück in Dein Reich, verbreite Glück, ſo viel Du kannſt, und Dir wird es nimmer fehlen.“ Und Oberon winkte, da begann auf's neue der Elfenreigen und Hänschen fühlte ſich von unſichtbaren Händen ſanft emporgehoben und durch die Luft getragen. In wenigen Minuten befand er ſich

mitten im Prunkſaal ſeiner Reſidenz, und ſeine Frau, ſein Vater und der König umringten ihn und er erzählte ihnen alles.

Lange Jahre lebte er zufrieden und glücklich, und als der alte König und ſein Vater geſtorben waren, wurde er König und regierte weiſe und gut und verlernte nimmer die Stimmen des Waldes zu verſtehen und den Elfentanz zu ſpielen, und wenn er unterdeſſen nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch bis auf den heutigen Tag.

„Das Mährchen iſt eben ſo zart, als ſinnreich," ſagte Herr von Runſitten, „wohl Jedem, der auf die Bäume des Waldes und auf alle die ſüßen Stimmen der Natur hört; ſie ſind die ſicherſten Leiterinnen zur Erreichung der Kunſt, die in der Verbindung mit der Natur ſich ſo vervollkommt, daß ſie auch Natur wird."

„Unter allen Künſten iſt wohl keine lieblicher und einſchmeichelnder, als die Tonkunſt!" und es thut mir jedesmal weh, wenn ich finde, daß ein böſer Menſch Talent genug beſitzt, um dieſe Kunſt mit Erfolg zu üben."

„Mir," ſagte der Caplan, „hat es vorzüglich gefallen, daß Hänschen ſeinen Sang den Elfen nachſpielt, denn ich glaube, daß alle Dichtungen, vorzüglich aber Wort- und Tondichtungen — (mehr als die Werke des Bildhauers und Malers) nur Einflüſterungen eines den Dichter begünſtigenden Genius ſind und nicht aus dem Menſchen ſelbſt hervorgehen, wie andre geiſtige Arbeiten, z. B. Berechnungen. Ich bin ſchon oft geneigt geweſen zu glauben, daß zu gewiſſen

Stunden ein beſondrer Geiſt den Menſchen heimſucht, daß er auch bisweilen erſcheint, wenn wir ihn vermöge unſrer Willenskraft herbeirufen, denn ſonſt wäre es nicht möglich, daß ganz ungelehrte Menſchen ſehr gute Tondichter, ja Wortdichter ſeyn könnten. Ich habe Dichter und Dichterinnen gekannt, die Ausgezeichnetes geſchrieben haben und doch im gewöhnlichen Leben ſich weder ſehr verſtändig, noch ſehr geiſtreich zeigten. Wären ſie Alles ſelbſt, ſo müßten ſie immer ſo poetiſch und geiſtreich ſeyn."

„Es iſt wohl etwas Wahres daran," ſagte der Maler, „ich habe manchmal Wochenlang nichts auffallend Schönes geſehen, bin vielleicht unter ganz gewöhnlichen Menſchen, in ganz proſaiſchen Verhältniſſen, da kommt auf einmal ein herrliches Bild vor mein geiſtiges Auge, ganz unwillkührlich, ich kann nicht ſagen, von wannen es kommt!"

„Die Menſchen bei denen nie eine der Muſen bisweilen einen Beſuch macht, ſind gewöhnlich ſchlau, während den höher begabten dieſe Schlauheit gänzlich fehlt," ſagte Franz.

Alma ſchwieg, ſie dachte vielleicht an den entfernten Freund.

Neun und achtzigste Nacht.

Diesen Abend begann der Maler:

Der Teufel vor Gericht.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges lebte in einem kleinen Städtchen in der Mark, ein junger Bursche, Namens Friedbert, der war seines Zeichens ein Waffenschmied und ein treues, ehrliches Blut, und da er auch hübsch war, und trotz seiner Armuth, immer sauber einherging, wenn er Sonntags zur Kirche wandelte, oder mit den andern ehrbaren Bürgern um die alte Stadtmauer spatzierte, so schauten viel hübsche und feine Jungfrauen nach ihm, und hätten ihn gern sich zum Liebsten gewonnen.

Friedbert aber merkte von allem diesen nichts, denn schon lange trug und hegte er eine innige redliche Liebe im Herzen und fühlte sich glücklich in dem Gedanken, das Lenchen ihn gleichfalls liebe.

Lenchen war eine Waise aber nicht so arm als Friedbert; im Gegentheil, sie besaß ein ganz hübsches Erbtheil und dies war ihr Kummer, denn wäre sie arm gewesen, so hätte ihr Vormund der reiche, geizige Schenkwirth Jobs schwerlich etwas dawider gehabt, daß sie Friedberts Weib wurde. Aber so litt er's nicht und hatte dem züchtig werbenden Jüngling zur Antwort

gegeben: „So Ihr nicht mindeſtens 2000 Goldgülden aufzählen könnt, ſo laßt Euch nur die Luſt vergehen um Brauers Lenchen zu freien, bevor ſie mündig iſt und ich nichts mehr darein zu reden habe, was wie Ihr wiſſet, noch fünf Jahre währt. Könnt Ihr aber 2000 Goldgülden mir baar aufzählen, daß ich als gewiſſenhafter Vormund weiß, Ihr werdet nicht von dem Gelde Eures Weibes lungern, ſo hab' ich' nichts dawider."

Friedbert ſah' ein, daß der geizige Vormund, wie die Sachen nun einmal ſtanden, nicht ſo ganz Unrecht habe, er bedachte ſich alles reiflich und je länger er ſich's bedachte, um ſo mehr fand er, daß er etwas thun müſſe, wobei er die Möglichkeit vor ſich ſähe, die Bedingung des Herrn Jobs zu erfüllen. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, wenn er ein Jahr lang als wackrer Söldner unter die ſchwediſche Reiterei ginge; „indem ich zur Ehre Gottes und für die reine Lehre ſtreite" — dachte er — „kann ich auch für mich ſorgen wo's irgend wo an's Stürmen geht und ich ehrliche Beute mache."

Lenchen, als ſie dieſen Entſchluß erfuhr ſchrie laut auf und wollte auf keine Weiſe zugeben, daß Friedbert ſich in den blutigen Kampf wage, aber der Geliebte ſtellte ihr alles ruhig vor, daß ſie mit dem unthätigen Harren nichts gewinnen, ſondern nur die ſchöne Jugendzeit verlieren würden, ungenützt und ohne Freude. „Lebt denn nicht der alte gute Gott noch?" fragte er die Weinende. — „Glaub mir, fuhr er fort, er wird alles

zum Guten lenken, daß ich gesund und brav zu meinem Lenchen heimkehre und wäre das nicht, — ei nun, besser ein rascher ehrenvoller Tod wie er einem braven Soldaten kommt als nichts thun und verkümmern in Liebespein."

Nach noch manchem bedenklichen Wenn und Aber welche Friedbert jedoch alle siegreich zu widerlegen wußte, gab schön Lenchen endlich zu: daß sie nichts vernünftiges einzuwenden wisse, wider Friedberts Entschluß, sein Glück dort zu suchen wo von der Liebe allerdings nicht die Rede sey, sondern nur von Kampf und Streit.

„Ich geh' also," sprach Friedbert; und als er ging weinte und seufzte schön Lenchen zwar sehr, doch war sie nicht so hoffnungslos denn früher, sondern stellte sichs gar hübsch vor, wie sie sich freuen würde wenn ihr Friedbert wiederkäme und darüber freute sie sich schon im voraus und lächelte indem sie noch weinte.

Hier schloß Reiner für diesen Abend und Alma sprach: „Ihr Mährchen läßt sich recht artig und manierlich an, aber ich traue Ihnen nicht, denn ich weiß leider schon daß es einmal Ihre Weise ist, immer heiter und harmlos zu beginnen, um uns dann später um so grausamer vom heiteren Sonnenlichte ab in düstere unheimliche Nacht des Geisterreichs zu stoßen."

„Hm!" versetzte der Maler, „da muß mir selber ein schadenfroher Dämon einen Possen spielen; denn ich — das weiß Gott! bin doch nichts weniger als ein melancholisches

dem Geisterreich verfallenes Menschenkind. Aber ich verspreche Ihnen, ich will mir Mühe geben, den Dämon zu bezwingen."

Neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Was Friedbert im Vertrauen auf den lieben Gott zuversichtlich gehofft hatte, ging in Erfüllung! So wenig er „als Soldate brav" die Gefahr mied, ja ihr gelegentlich und zu rechter Zeit gar trotzig in's Antlitz schaute und nie wich, blieb er dennoch auch im dichtesten Kugelregen bei Lützen wo selbst der Schwedenkönig trotz seines Kollers von Elendshaut mittelst einer silbernen Freikugel ums Leben kam, unversehrt und bracht es bald durch treue Erfüllung seiner Pflichten vom schlichten gemeinen Reiter bis zum Unterwachtmeister; was ihn um schön Lenchens willen und um des Ansehens in seinem Vaterstädtchen, nicht wenig freute.

Auch die ehrliche Beute blieb nicht aus, und da er nicht wie andere wilde Reiter was er gewonnen bei Spiel und Trunk wieder zerrinnen ließ, so hatte er in Jahresfrist, ohne daß er je einen Armen bedrückt oder anders als in offner Schlacht oder in verlassenen Schlös-

ſern nach Beute ausgegangen war, die 2000 Goldgülden und drüber ſich zuſammengeſpart. Er hätte jetzt kecklich vor den Vormund ſeines Liebchens hintreten und ihn an ſein Wort mahnen können, aber nun kam es ihm in den Sinn zu prüfen, ob Lenchen ſeiner Liebe würdig ſey und dann trieb es ihn, ſeine Fortune noch weiter zu verſuchen und zu ſehen, ob er es nicht bis zum Oberwachtmeiſter bringen könne, und dann ſein Lenchen zur Frau Wachtmeiſterin zu machen. „Alſo zwei Jahre mach' ich's noch mit," ſprach er, „und dann frey' ich."

Bei dieſem Vorſatz blieb er und als er nach einiger Zeit mit ſeinem Regiment wieder durch ſeine Vaterſtadt ritt, da ſprach er bei dem Vormund und bei ſeiner Liebſten vor, zählte dem Alten die zwei tauſend Goldgülden und was darüber war hin und bat ihn: verſchließet ſie in Euern Schrein und gebt mir eine Schrift dafür, welche ich mit nehme weil mir im Felde doch was menſchliches begegnen könnte; geſchiehts alſo, ſo iſt Lenchen meine alleinige Erbin, wo nicht, ſo kehr ich um zwei Jahr wieder und hole ſie mir ab in mein Haus als liebes Weib.

Schmunzelnd ſtrich der Alte das Geld ein, ſchrieb dem Friedbert einen Schein darüber und bedung ſich nach ſeiner glücklichen Wiederkehr einen Ehrenpelz für ſeine Mühe aus, welchen Friedbert ihn denn auch ſogleich zuſagte, und zum zweitenmale auszog in den Kampf Diesmal aber ward es dem guten Geſellen nicht ſo gut

als das erstemal, denn schon in der zweiten Schlacht hieb ein Kaiserlicher Dragoner ihn so wacker über den Kopf daß er für todt vom Pferde stürzte und alle Besinnung verlor. Als er wieder zu sich kam, fand er sich in einer elenden Hütte auf einem Strohlager, wohin einige treue Reiter aus seiner Abtheilung den Schwerverwundeten, welchen sie rein ausgeplündert auf dem Schlachtfelde unter einem Leichenhaufen hervorgezogen, gebracht hatten.

Die Reiter waren wieder davon geritten, und die gutmüthigen Bewohner der Hütte hatten den Verwundeten gepflegt so gut sie es vermochten. Friedberts gesunde unverdorbene Natur ließ ihn denn auch endlich so weit genesen, daß er mit einem „Gott lohn' Euchs!" von seinen armen Wirthsleuten scheiden konnte, um im nächsten Städchen seinen Kopfhieb von einem Wundarzt vollends heilen zu lassen; dies ging jedoch nicht so schnell und er mußte wohl ein halbes Jahr warten bis er wieder zu seinem Regiment zurückkehren konnte. Dort angelangt ward ihm denn aber auch wonach er so lange gestrebt hatte, er ward wirklich Oberwachtmeister und erhielt als solcher um seiner Blessur willen, welche ihn unfähig machte, ferner den schweren Dienst zu versehen, seinen ehrenvollen Abschied.

Ein und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung und Beschluß der Sage.)

Lenchen hatte des Geliebten in treuer Liebe geharrt und grenzenlos war ihre Freude als sie ihn wieder sah und er sie in seine Arme schloß.

Bei weitem so erbaulich wollte das Wiedersehen der Liebenden dem Vormund nicht bedünken! dieser gute Mann hatte gehofft eine kaiserliche Kugel werde den Friedbert treffen oder ein Kaiserlicher Dragoner den Kopf so weit spalten, daß ihm das Aufstehn und Wiederkommen vergehen müsse für immer, dann hätte Lenchen die 2000 Goldgülden geerbt und er, der Herr Jobs hätte die 2000 Goldgülden geheirathet und das hübsche Lenchen dazu. All diese schönen Hoffnungen glaubte er nun in den Wind schlagen zu müssen und war darüber so grämlich und mißmuthig in seinem Herzen wie ein alter Bär, der lange Zeit um einen vollen Bienenstock herum schnuppert, sich auf den schönen Honig spitzt und endlich wenn er den Stock umkehrt — ihn leer findet.

Aber wie horchte er auf und wie freundlich wurde er, als Friedbert seine Abentheuer erzählte und nun seiner Ausplünderung Erwähnung that, bei welcher er auch sein ihm von dem Herrn Jobs ausgestellten Schein über die 2000 Goldgülden verloren habe. Grinsend wie

ein vergnügter Affe, meinte er, das habe ja nichts zu bedeuten, er werde auch ohne den Schein dem lieben Herrn Wachtmeiſter Friedbert Morgen früh ſchon das Seinige übergeben.

Als aber Friedbert am andern Morgen kam, um das Geld zu holen, womit er ſein Haus und ſeine Werkſtatt einzurichten gedachte, da reichte ihm Herr Jobs ſtatt 2000 Goldgülden deren zwei, und betheuerte dem ſtaunenden Friedbert, das ſey alles, was er von ihm zum Aufbewahren erhalten habe und wenn er ſich damit nicht zufrieden ſtellen wolle, ſo möge er ihm ſeine Verſchreibung zur Stelle ſchaffen, Bräuers Lenchen bekäme er aber nun und nimmer, denn er (der Herr Jobs) ſey ſelber feſt entſchloſſen ſie zu heirathen.

Friedbert, der im Soldatenſtande nichts weniger als Lammsgeduld gelernt hatte gerieth in die äußerſte Wuth über die ſchändliche Betrügerei des Wirths — er faßte ihn hart, prügelte ihn jämmerlich durch und würde ihn ſonder Zweifel ermordet haben, wenn auf das Mord-, Zetter- und Hülfsgeſchrei des Geprügelten nicht deſſen Hausleute herbeigeeilt wären und ihm den Händen des tobenden Friedberts entriſſen hätten.

Den Friedbert aber nahmen die unterdeß herbeigekommenen Häſcher in ihre Mitte und führten ihn in's Gefängniß weil er den Bannfrieden gebrochen und einen Bürger und Rathsmann in deſſen eignem Hauſe blutig geſchlagen habe. Der Bruch des Bannfriedens wurde damals mit größter Strenge beſtraft und da

Jobs nicht unterließ, seinen Beleidiger auf das peinlichste anzuklagen, so standen die Sachen des guten Friedbert durchaus nicht zum Besten und sämmtliche Richter des Städtleins waren mehr als geneigt, bei dieser Gelegenheit zu beweisen: daß ihnen kraft ihrer Privilegien das Recht zustehe den Blutbann zu handhaben und einen Friedensstörer wie Friedberten den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

Lenchen, als sie das alles erfuhr, wollte verzweifeln; sie warf sich dem bösen Vormund und allen Richtern zu Füßen und flehte um Erbarmen und Gnade für ihren Geliebten, aber Jobs grinzte hämisch: „Kopf herunter," und die Richter sprachen: „die Gerechtigkeit ist blind und richtet sonder Ansehn der Person nach Stand und Würden."

Traurig schlich Lenchen von den gestrengen Herren fort, und in ihrer Trostlosigkeit hinaus auf's Feld, wo sie sich auf einen Stein am Wege hinsetzte und bitterlich weinte.

Als sie so da saß trat plötzlich ein stattlicher Mann vor sie hin kostbar gekleidet in schwarzen gerissenem Sammt auf dem Kopfe eine seltsam geformte Mütze mit einer feuerrothen Hahnefeder drauf, der sprach: „was weinst Du schön Lenchen? soll ich Dir helfen und Deinen Buhlen und willst Du mein eigen seyn nach diesem Leben, wenn ich Dir helfe?" Da blickte Lenchen den Mann lange an und sah' daß sein linker Fuß wie ein Pferdefuß war und da merkte sie wohl,

wen sie vor sich habe, — „Du bist der Böse!“ sprach sie ohne Furcht.

„Na“ versetzte der, „wenn Du's einmal weißt, so will ich's nicht läugnen! ja also, oder nein?“

„Nein!“ rief Lenchen ruhig. „Nein, wenn mein armer Friedbert sterben muß, so wird es auch mit mir bald zu Ende gehen. Aber von Gott laß ich nicht und ich hoffe daß unser Beider Ende selig seyn wird, trotz Dir und allen böse Menschen.“

Als Lenchen den Namen des Herrn nannte, zog der Teufel ein schiefes Maul als zwickte ihn wer mit einer glühenden Kneipzange, dann aber sprach er: „Nu, nu, nur nicht gleich so trotzig, Jüngferchen! — Handel und Wandel ist erlaubt und eine ehrliche Anfrage wird doch selbst dem Teufel noch freistehen! — Uebrigens, mein Kind, nehm' ich nur, was mir gehört von Rechtswegen! und wenn Dein Friedbert der Versuchung eben so gut widersteht als Du — (denn versuchen muß ich ihn weil ich einmal der Versucher bin!) — so kann ja noch alles gut werden, also drum geh' nach Hause und weine Dir nicht weiter Deine hübschen Augen roth. — Sapperment! hättest Du mit mir den Handel abgeschlossen, ich hätte manchen jungen Barschen mit Deinen Augen in mein hölliſches Garn locken wollen.“ — Somit schritt der Teufel davon und gradesweges in's Gefängniß wo Friedbert auf den Tod gefangen saß.

Und auch diesen versuchte er, indem er ihm

zwiſchen Leben, Freiheit Lenchen und Reichthum oder einem ſchimpflichen gewiſſen Tode die Wahl ließ.

Aber Friedbert wählte lieber den Tod, als daß er Gott verrathen hätte.

Da ſprach der Teufel: „Gut, Du willſt nicht mein eigen ſeyn aber ich will Dir dennoch helfen, merke Dir was ich ſage: Sprich vor Gericht die reine Wahrheit, und wenn man Dich um Zeugen fragt ſo blick umher und wo Du meine rothe Hahnenfeder unter der Menge aufleuchten ſiehſt da deute hin und ſage, dort ſteht ein Mann, der für mich zeugen wird, ich werde dann in der Geſtalt eines würdigen Alten hervortreten, und für Dich zeugen.“ Damit verſchwand er und Friedbert ſprach: „in Gottes Namen denn, iſt bei den Menſchen keine Gerechtigkeit mehr, ſo mag der Teufel die Wahrheit reden.“ — (Davon ſtammt das Sprichwort welches alſo lautet.)

Als nun am andern Tage das Gericht gehalten wurde und Friedbert ſich vertheidigen ſollte, ſprach er die lautere Wahrheit. Aber Jobs läugnete alles hartnäckig.

Da ſchaute Friedbert ſich in der Menge um und gewahrte alsbald der rothe Hahnenfeder und forderte den Mann von deſſen Hut ſie aufleuchtet zum Zeugen und der Teufel trat hervor in Geſtalt eines würdigen Mannes neigte ſich vor den Richtern, grüßte ſie ſittig und ſprach zu Herrn Jobs: „Lieber Wirth! wie magſt Du es doch läugnen? — Das Geld liegt ja in Dei-

nem Bette unter dem Hauptpfühl. Richter und Schöffen! ſchicket hin, ſo werdet Ihr es befinden.“

Da wurde Herr Jobs kirſchbraun im Geſichte und verſchwur ſich und ſprach: „Hab' ich das Geld empfangen ſo ſoll mich der Teufel mit glühenden Krallenfäuſten durch die Luft davonführen.“

Aber das Geld ward gefunden und vor's Gericht gebracht, da erbleichte Herr Jobs, denn er hatte das Geld nicht in ſeinem Bette ſondern in ſeinem Keller verborgen gehabt, der Zeuge aber ſtand plötzlich als Teufel mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß mitten im Saal und lachte: „ich wußte wohl, ich ſollte einen davon haben, entweder den Friedbert oder den ſchurkiſchen Jobs!“ drehte damit dem Wirth den Hals um und führte ihn durch die Luft mit ſich fort.

Friedbert aber ward frei geſprochen, heirathete ſein Lenchen und lebte ein langes, glückliches und zufriedenes Leben.

„Nun und was iſt die Moral dieſes Mährchens?“ fragte lächelnd Alma.

„Ei,“ erwiederte der Maler, „daß ſelbſt der Teufel durch die Anmuth und Schönheit der Frauen gerührt wird, wenn ſie dabei auch tugendhaft ſind!“

Zwei und neunzigste Nacht.

Der Vampyr.

(Eine ſchottiſche Sage.)

Am andern Abend begann der Caplan ohne weitere Einleitung:

Vor zweihundert Jahren lebte in Schottland ein mächtiger, reicher Edelmann, Sir Aubry Davenat, fern von der Hauptſtadt auf ſeinem Stammſchloſſe, hochgeehrt von ſeinen Nachbarn und geliebt von ſeinen Unterthanen.

Und in der That war er einer der würdigſten Edlen ſeines Landes! tapfer und großmüthig, gaſtfrei und wahr, ſo, daß Jedermann ſeine einfache hingeworfene Zuſage faſt höher achtete, als den feierlichſten Schwur von irgend einem Andern.

Freilich artete oft dies Feſthalten am einmal gegebenen Wort in Starrſinn und Trotz aus, und dies ſo wie ſein Stolz auf ſeine edle Abkunft und ſeine Macht, war die Urſache: daß eben die, welche ihm am nächſten ſtanden, ihn eben ſo ſehr fürchteten als ſie ihn liebten und ehrten. Doch bis jetzt hatten dieſe Eigenſchaften noch Niemanden eigentlich geſchadet, und ſo beruhigte ſich ſeine Umgebung dabei: daß ja auf Erden

nichts durchaus vollkommen, und einem ſo trefflichen und tüchtigen Edelmann einige Fehler — (beſonders wenn ſie aus ſo edler Quelle wie hier der Fall war, entſprungen) — ſchon nachzuſehen ſeyen.

Sir Aubry war ſeit mehreren Jahren Wittwer und ſeit dem Tode ſeiner Gattin ernſter als ſonſt. Sprach er auch nie davon wie ſehr er die Hingegangene geliebt, man ſah es um ſo deutlicher an ſeiner ſtillen Trauer, ſo wie an der liebevollen Sorgfalt mit der er ſeine Tochter Malvina — der Mutter Ebenbild erzog.

Malvina zählte jetzt ſiebenzehn Jahre und wurde als eine der ſchönſten Jungfrauen des Landes geprieſen, für die Schönſte von Allen aber erklärte ſie Edgar, ein junger Vetter des Sir Aubry, welcher den Jüngling als eine Vater- und Mutterloſe Weiſe bei ſich aufgenommen und unter ſeinen Augen hatte erziehen laſſen, als wäre er ſein eigner Sohn und einſtiger Erbe ſeines Namens und ſeiner Güter geweſen.

Vor drei Jahren hatte Sir Aubry ſeinen Pflegeſohn auf Reiſen geſandt, Malvina war damals noch ein Kind geweſen und Edgar hatte ſie wie ſeine jüngere Schweſter betrachtet. Jetzt, nach ſeiner Rückkehr fand er ſie als blühende Jungfrau wieder, geſchmückt mit jedem Reiz der Unſchuld und Anmuth und ein Gefühl durchzuckte ſein Herz von dem er ſich im erſten Augenblick keine Rechenſchaft zu geben wußte, das er aber bald als die innigſte, feurigſte Liebe zu Malvinen erkannte.

Er erſchrack darüber um ſo mehr, als er zu bemerken glaubte, daß auch in Malvina's Herzen ein ähnliches Gefühl für ihn ſich rege. — „Wohin ſoll das führen? fragte er ſich ſelbſt, darf ich es wagen, mein Auge zu erheben zu ihr, der reichen Erbin? — ich, der ich nichts mein nenne, als was ich der Gnade ihres Vaters danke?“ Er beantwortete ſich dieſe Frage ſelbſt als ein Jüngling von Ehr- und Pflichtgefühl. und beſchloß alsbald, ohne ſeinem Pflegevater ſein Geheimniß zu verrathen, ihn zu bitten: daß er ihm erlaube wieder eine Reiſe antreten zu dürfen.

Raſch führte er dieſen Entſchluß aus. Sir Aubry ſtutzte als er die Bitte Edgars vernahm, ſah ihn ſcharf an und ſprach dann mit mildem Ernſte: „Ich habe nichts dawider daß Du gehſt, wenn Du als Mann und freier Schotte mir den Grund ſagſt der Dich treibt mein gaſtlich Dach zu meiden.“

Einer ſolchen Aufforderung konnte der Jüngling nicht wiederſtehen und er verſetzte: „Ich werde Dir die reine Wahrheit ſagen, wenn Du mir verſprichſt, ſodann mich ziehn zu laſſen und mich nicht zu verkennen.“ Schweigend reichte ihm Sir Aubry die Hand und jetzt ſagte ihm Edgar einfach und ſchlicht was ihn von hinnen triebe.

Als er geendet, nahm Sir Aubry das Wort: „Du weißt es, Edgar! ich habe Dich ſtets väterlich geliebt, und bände mich nicht mein Wort, noch heute legte ich Malvina's Hand in die Deine, denn Deine Armuth iſt

in meinen Augen kein Grund, weshalb ich Dir meine Tochter, die Du liebst, verweigern könnte, da Deine Herkunft der Meinen völlig gleich ist. Aber Malvinens Hand ist seit Jahren schon versagt. — Du weißt, unser Stamm lebte Jahrhunderte lang in Feindschaft mit dem, der Herren von Marsden unsern Nachbarn. — Vor Jahr und Tag erkrankte plötzlich Lord George der Stammherr, und nicht gering war meine Verwunderung, als er mich durch einen Eilboten zu sich entbieten ließ. Als Feind betrat ich seine Halle, er bot mir die Hand zur Versöhnung und beschwor mich, seinem jüngern Bruder Ruthwenn, der nun der Letzte seines Stammes ist, die Hand Malvinens zu bewilligen, auf daß durch dieses Bündniß das edle Geschlecht derer von Marsden auf's neue kräftig erblühe. Da ich von dem jungen Ruthwenn, der kurz zuvor auf Reisen gegangen war, nur Gutes und Ehrenwerthes gehört hatte, und das Geschlecht derer von Marsden keinen andern an Macht und Ruhm zu weichen braucht, so sagte ich ihm Malvinens Hand zu, und sie hat von diesem Augenblick an sich als die Verlobte des Lord Ruthwenn betrachtet.

Wie mir sein Castellan gemeldet, so wird er binnen Kurzem von seinen Reisen zurückkehren und bald darauf Malvinen als seine Hausfrau heimführen."

Hier schwieg Sir Aubry; Edgar starrte düster vor sich hin, plötzlich sprang er auf und rief: „Es bleibt

dabei, Oheim! ich gehe, ich muß, muß fort, und bald! Morgen, Heute ſchon."

„Nicht doch!" entgegnete kopfſchüttelnd Sir Aubry. „nicht ſo, Edgar, ſey ganz was Du ſeyn mußt und kannſt: ein Mann, fliehe nicht wie ein verzagter trotziger Knabe! Nimm die Ueberzeugung mit Dir: daß die, welche Du liebſt, glücklich werden wird, daß ſie es wird, dafür bürge ich, wenn Du es nicht unternimmſt, ihr Glück zu ſtören, indem Du ſie über das aufklärſt, was ſie in ihrer Unbefangenheit vielleicht kaum ahnet. Zeige ihr, daß Du ſie nur liebſt wie ein Bruder ſeine Schweſter, ſo wird ſie Dich ebenfalls nur lieben wie die Schweſter den Bruder."

„Ohm! was forderſt Du!" rief Edgar.

„Viel," verſetzte Sir Aubry, „wirſt Du es mir verweigern?"

„Nein," antwortete Edgar mit Würde und reichte den Onkel die Hand, welcher ſie kräftig drückte.

Als die Bewohner des Schloſſes am Abend deſſelben Tages in der großen Halle verſammelt waren —

— „Doch meine Uhr verkündet mir ſo eben, daß Mitternacht längſt vorüber iſt!" — mit dieſen Worten unterbrach der Caplan ſeine Erzählung, und ſo ſehr ihn Reimer, Alma und Franz baten, nur noch ein klein wenig zu erzählen, ſo beſtand er doch lächelnd darauf: daß er für heute ſchließen müſſe, weil, was nun folge, wohl ein bischen allzugrauſig ſey, um eine mitternächtliche Erzählung damit

zu beſchlie ßen. Alma und Franz beruhigten ſich dabei; der Maler aber rief mit kläglicher Gebehrde: — „O, Ew. Ehrwürden! Sie wollen mich züchtigen für meine Sünden, indem Sie eben jetzt abbrechen, denn Sie wiſſen es recht gut, daß eben jetzt die abſcheulichſten Fratzen mir die ganze Nacht vor den Augen herumtanzen werden.“

„Nun, dann entwerfen Sie Morgen früh eine extra Vampyr-Skizze,“ entgegnete lachend der Freiherr, „und legen ſie uns morgen Abend vor.“

„So?“ ſprach der Maler, „und wer vergütet mir meine Angſt, meine Ungeduld?“

„Je nun,“ rief lächelnd die Freifrau, „haben Sie uns allen ſchon des Bizzaren und Schauerlichen mehr als billig geboten, ſo möge Ihnen auch einmal mit gleichem Maaße gemeſſen werden, und ſelbſt meine allzuleicht vergebende Alma wird Ihnen die kleine Pein nur als eine verdiente anrechnen.“

„Ganz gewiß!“ beſtätigte Alma und der Arzt meinte: „Uebrigens iſt es gar nicht einmal ſo ſchlimm mit der Angſt unſeres luſtigen Freundes, als er uns möchte glauben machen. Er geht nur einmal zur Abwechſelung darauf aus, wie ſein Freund H. Heine, den Ergriffenen zu ſpielen, um uns dann bei nächſter Gelegenheit ſich wieder in voller Herrlichkeit als abſoluter Freigeiſt zu präſentiren.“

Der Maler hielt die Ohren zu und lief davon. Alle gingen heiter zur Ruhe.

Drei und neunzigste Nacht.

„Nun," fragte Alma den Maler, als am andern Abend die Bewohner des Schloſſes Runſitten ſich wieder verſammelt hatten, „nun Herr Reiner, haben Sie das verſprochene Blättchen entworfen?"

„Zu dienen!" verſetzte der Maler, „hier iſt der Zeuge meiner Angſt und meines Grauens der verfloſſenen Nacht!" damit zog er aus der mitgebrachten zierlichen Mappe eine Zeichnung hervor und reichte ſie dem Fräulein.

Die Zeichnung fand Beifall, beſonders wurde die Figur des Vampyr ſehr ausdrucksvoll gefunden, ohne doch, wie eine ähnliche des Malers Ramberg den Vorwurf des Fratzenhaften zu verdienen.

„Ich ſchätze Ramberg unendlich," ſprach Runſitten, „auf meinen frühern Reiſen hatte ich Gelegenheit, ihn in Hannover perſönlich kennen zu lernen, und fand ihn gleich liebenswerth als Menſchen wie als Künſtler — den Künſtler Ramberg darf man durchaus nicht nach den zahlloſen Almanachskupfern beurtheilen, wie er ſie in den letzten 10 Jahren ſeines Künſtler-Lebens auf Beſtellung und nach Angabe der Buchhändler fabrikmäßig entwarf und ausführte. Hätte er in Deutſchland die ſeinem eigentlichen Talent würdige Unterſtützung erhalten, er wäre der Hogarth der Deutſchen geworden und in einem höheren Grade, als Chodowiecky, denn er beſaß bei weitem mehr draſtiſche Laune und ächten Kernwitz. Allein die Deutſchen wiſſen ein ſolches Talent weder richtig zu ſchätzen noch würdig zu beſchäftigen

und ſo ward denn Ramberg, der von Haus aus nicht reich war, dagegen aber eine Frau, zwei liebenswürdige Töchter und einen ſehr koſtſpieligen Sohn zu ernähren hatte, endlich um des leidigen Gewinnſtes willen ein flüchtiger Kleinmeiſter. Wer ihn wirklich von ſeiner guten Seite kennen lernen will, der muß ſeine Zeichnungen aus früherer Zeit, ſo wie ſeine trefflichen eigenhändigen Radierungen zum Reinecke Fuchs und den Eulenſpiegel ſehen. — Aber nun Caplan, bitte ich um die Fortſetzung Ihres Mährchens."

Und der Caplan erzählte:

Als am andern Abend die Bewohner des Schloſſes in der großen Halle verſammelt waren, freundlich koſend und erzählend — wie wir hier! — bemerkte die ſchöne Malvina: daß von allen nur Edgar, ernſt und ſchweigend vor ſich hinblickend, da ſaß. — Und theilnehmend fragte ſie ihn, „was iſt Euch, Junker Edgar! daß Ihr ſo ſtill und ernſt ſeyd in unſerm fröhlichen Kreiſe?"

Edgar fuhr auf, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und ſprach: „Verzeiht ſchöne Baſe, wenn ich mich vergaß und gegen Sitte und Artigkeit verſtieß! Die Erinnerung an ein entſetzliches Begebniß, wovon ich Augenzeuge war, als ich in Italien mich aufhielt, erfaßte mich ſo eben wieder mit aller Macht. Gott behüt' uns Alle, daß nicht Aehnliches uns je begegne."

„Ei!" rief Sir Aubry, „was war denn das für ein Begebniß? erzähle Edgar!" Malvina vereinigte

ihre Bitte mit dem Wunſche des Vaters und Edgar leiſtete dem Begehren Folge, indem er alſo begann:

„Ich hatte Rom verlaſſen und einen Ausflug in das Albanergebirge unternommen. Eines Tages, als ich in den romantiſchen Schluchten umher ſchweifte, geſellte ſich ein junger Mann zu mir, welchen ich alsbald für einen Landsmann zu halten geneigt war.

Ich hatte richtig gerathen! es war ein edler Schotte, wir wurden bald mit einander bekannt und wie das in der Fremde unter Landsleuten wohl zu geſchehen pflegt, bald gute Freunde.

Sir Arthur Dumbrin — dies war der Name des edlen Landmannes — erzählte mir, daß er ſchon ſeit drei Jahren ſich in Italien aufgehalten und kürzlichſt von Neapel nach Rom zurückgekehrt ſey. Die ungeſunde Jahreszeit habe ihn aber bald wieder aus der Hauptſtadt vertrieben. — Leider habe er ſich nicht früh genug davon gemacht und in Folge dieſer Unachtſamkeit mehrere Wochen in Albano an einem ſchleichenden Fieber darnieder gelegen,

Dieſe einfache Mittheilung erklärte mir plötzlich, was mir bei ſeinem erſten Anblick ſo ſeltſam aufgefallen war und mich noch mit unwillkürlichem Grauſen erfüllte, ſo oft ich ihn anſah, nämlich die Todtenbläſſe, welche die edlen Züge ſeines Geſichtes deckte, ſo wie der ſeelenloſe Blick ſeines großen ſchwarzen Auges. Er lud mich ein: ihn in Albano, wo er ſich eine Villa

gekauft habe, zu beſuchen, und ſuchte mich ſelber ſchon am andern Tage in meiner Wohnung auf.

Ich wohnte bei einer freundlichen Matrone, deren funfzehnjährige Tochter, Nazarena, eins der lieblichſten Mädchen war, welches ich je ſah! Blühend und kräftig, ein unverdorbenes Kind der Natur, ſtrahlte Unſchuld und Heiterkeit aus ihren Blicken und gaben in allem, was ſie that und ſprach, unverkennbar ſich kund. — Da ſie Niemandem etwas Böſes that, ſo hielt ſie auch alle Menſchen für gut und traute keinem Böſes zu. Wie ſeltſam mußte es mir alſo vorkommen, daß ſie laut aufſchreiend vor Entſetzen davon lief, als ſie meinen Freund und Landsmann das erſtemal ſah. Natürlich befragte ich ſie um den Grund dieſes ſeltſamen Benehmens. „Ach die Augen!“ erwiederte ſie, „die ſchrecklichen Augen! Dein Freund hat den böſen Blick! nimm Dich vor ihm in Acht!“ Auch Donna Urſula, die Mutter, verhehlte mir nicht, daß der furchtbar kalte ſeelenloſe Blick meines Freundes ſie mit Grauſen erfülle, ſo oft ſie ihn ſähe. —

Endlich jedoch gewöhnten ſich Beide an dieſen Blick und an die bleiche Geſichtsfarbe meines Freundes und gewannen ihn ſogar recht lieb, als er nach einiger Zeit mich, mit Gefahr ſeines eignen Lebens, aus Räubergewalt befreite, welche mich auf einem Spatziergang in der Nähe meiner Wohnung überfielen! Ich hatte mich nach verzweifelter Gegenwehr ſchon verloren gegeben, als Sir Arthur hinter einem Felſen hervorſprang, wü-

thend auf die Räuber einhieb und ſie in die Flucht jagte. — ‚Seit dieſem Tage ſchien es ſogar, als erfreue nun er ſich des Vorzuges, welcher ſonſt mir von der jungen Nazarena zu Theil geworden war, mindeſtens vernachläſſigte ſie mich, gegen ſonſt, bedeutend. — Da ich durchaus immer nur Freundſchaft für das holde Kind empfunden hatte, ſo ward es mir nicht ſchwer, mich über eine kleine Treuloſigkeit zu tröſten, wenn ich auch andrerſeits für ſie zu fürchten begann; denn allerdings fand ich bei näherer Bekanntſchaft gar Manches an meinem Freund, was ich nicht gut heißen konnte, und vielleicht ſchon damals mit einem härtern Namen, als „nicht gut“ belegt haben würde, hätten ihm nicht Dankbarkeit und Freundſchaft bei mir das Wort geredet. Beſonders ſchienen mir ſeine Anſichten über die Frauen, eines Edelmannes wie eines Schotten nicht würdig. Meine Furcht ward nur zu bald erfüllt! in einer Nacht entfloh die ſchöne Nazarena aus dem mütterlichen Hauſe, um nie zurück zu kehren. Vergebens forſchte die unglückliche Mutter nach dem geliebten Kinde, ſo wie: wer der Entführer ſey! ich ahnete es, doch wagt' ich es nicht zu ſagen! — Endlich nach dreien Tagen fanden einige ausgeſandte Boten in einem nahen Wäldchen Nazarena's Leichnam; im Nacken des unglücklichen Mädchens fand ſich eine kleine, kaum ſichtbare Wunde, ſonſt zeigte ſich am ganzen Körper keine Spur von Verletzung — aber dicht neben ihm hatten die Boten einen Dolch gefunden. Entſetzen er-

griff mich, als ich ihn erblickte, denn nur zu wohl kannte ich ihn; es war derselbe Dolch, welchen Arthur beständig bei sich zu tragen pflegte. — Arthur war spurlos verschwunden und nie hörte ich wieder von ihm."

„Gott behüte Euch, junger Herr!" rief Malvina's alte Amme, „Euer Freund war ein Vampyr."

„Ein Vampyr?" wiederholte Edgar verwundert, „was ist das?"

„Wie?" sprach die Amme, „Ihr seyd ein Schotte und wißt nicht, was ein Vampyr ist?"

„Ammenmährchen!" warf halb ärgerlich, halb lachend Sir Aubry dazwischen," aber die Amme fuhr eifrig fort: „Ein Vampyr ist ein Verstorbener, der seiner Sünden halber keine Ruhe im Grabe hat und den bösen Hexen und Zauberern dienstbar ist; diesen muß er alljährlich in der Walpurgisnacht einen furchtbaren Eid schwören, im Laufe des nächsten Mondes ein schuldloses Mägdlein zum Opfer darzubringen, das er tödtet, indem er ihm das Blut aussaugt. Kann er einmal bis zur bestimmten Zeit diese Bedingung nicht erfüllen, so ist er den Hexen verfallen, die ihn dem Teufel als ewiges Eigenthum überliefern."

„Seltsam," murmelte Edgar, „grade im Mai begab sich das Schreckliche, was ich erzählte."

„Seht Ihr!" rief die Amme, — „o ich bitte Dich, Malvina, singe doch dem Junker das Lied vom Vam-

pyr, Du weißt wohl! — somit holte sie Malvina's Harfe herbei und Malvina begann.

Das Lied vom Vampyr.

Sieh Mutter dort —
Den blassen Mann,
Mit seelenlosem Blick.
„Kind sieh den blassen Mann nicht an,
Sonst ist es bald um Dich gethan! —
Weich' schnell von ihm zurück. —
Wohl manches Mägdlein jung und schön,
Konnt' seiner Macht nicht widersteh'n,
Mußt es mit tausend Qualen
Mit ihrem Blute zahlen.
Denn leis' und heimlich sag' ich's Dir,
Der blasse Mann ist — ein Vampyr!
Bewahr' uns Gott, auf Erden
Ihm jemals gleich zu werden."

Was, Mutter, that
Der bleiche Mann?
Wie traurig ist sein Blick?
„Kind, sieh den bleichen Mann nicht an,
Viel Böses hat er schon gethan,
Drum traf ihn dies Geschick.
Und ob er längst gestorben nun
Kann er im Grabe doch nicht ruh'n,
Und geht herum als bleiche
Lebendig grause Leiche.
So wandelt er von Haus zu Haus,
Sucht sich die schönsten Bräute aus,
Hat Eine er erkohren
Weh ihr! sie ist verloren."

Es lacht mich an
Der bleiche Mann!
Und freundlich wird sein Blick!
„Ach, siehst Du ihn noch immer an?
Gewiß es ist um Dich gethan!
Verderben droht sein Blick!“
Vergebens tönt' der Mutter Wort,
Der Bleiche nahm sie mit sich fort,
Kein Auge sah sie wieder
Sie fuhr zur Hölle nieder. —
Nun geht sie selber, glaubet mir,
Herum als grausiger Vampyr *).
Bewahr' uns Gott, auf Erden
Ihr jemals gleich zu werden.

„Erlauben Sie mir,“ sprach der Caplan, „für heute mein: Erzählung zu unterbrechen und morgen weiter fortzufahren.“

Der Arzt flüsterte Franzen zu: „ich habe einen Brief aus Wien, es hat sich seit meiner Abreise Merkwürdiges mit Gertruden begeben. Ich theile es Ihnen mit, sobald wir uns allein sehen.“

Franz bezeugte lebhafte Theilnahme und bat ihn, sobald als möglich um eine ungestörte Unterredung, weil er ihm Wichtiges zu vertrauen habe.

---

*) Dem Volksglauben nach wird Jeder von einem Vampyr Getödtete wieder ein Vampyr.

Vier und neunzigste Nacht.

Der Vampyr.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen machte Edgar sich auf, in den Gründen zu jagen, und so die Unruhe und die Angst zu bannen, welche sich seiner seit gestern gewaltsamer denn je vorher bemächtigt hatte.

Er schweifte den ganzen Tag umher, ohne ein edles Wild anzutreffen, und schon wollte er, an diesem Tag verzweifelnd, den Rückweg nach dem Schlosse antreten, als vor ihm etwas aufsprang und davon floh, was er in der Dämmerung für ein Reh hielt. Rasch und eifrig verfolgte er es, ohne an das Nutzlose dieser Verfolgung zu denken. Endlich mußte er erschöpft vom Laufen, Klettern und Springen stille stehen; er sah sich um und fand sich in einer starren, von hohen Felsen umgebenen Wildniß, welche nur zum kleinsten Theil von dem eben aufgehenden Mond erleuchtet wurde.

Betroffen lauschte Edgar, als er, weiter vordringend, bange Klagetöne einer menschlichen Stimme vernahm. Er folgte dem Schall und stand alsbald vor einem am Boden liegenden, wie es schien, tödtlich verwundeten Mann, welcher, als er den Nahenden erblickte, mit letzter Anstrengung ihn um Hülfe anrief.

Edgar ſäumte nicht, der Anforderung Folge zu leiſten! Er verſuchte es, das ſtrömende Blut des Unglücklichen, welches aus einer tiefen Bruſtwunde hervordrang, mit ſeiner abgeriſſenen Schärpe zu ſtillen. — Der Verſuch ſchien zu gelingen, mindeſtens gewann der Verwundete auf einige Zeit wieder ſoviel Kraft, um reden zu können. Aber wie erſchrak Edgar, als Jener nun das Haupt erhob! — „Arthur!“ rief er entſetzt. „Edgar! biſt Du es?“ fragte der Verwundete, „o dann wohl mir! ich rettete Dir Freiheit und Leben! Du wirſt mich nicht verderben laſſen.“

„Nein!“ ſprach Edgar, „und wär' es mein eignes Verderben — obgleich ich Dich einer furchtbaren Unthat ſchuldig glaube, Nazarena!“ —

„Still! rufe ſie nicht!“ fiel Arthur ihm in's Wort, „und klage mich nicht voreilig an, Du ſollſt volle Aufklärung erhalten, aber hilf mir.“ —

„O, daß ich es könnte!“ ſeufzte Edgar.

„Du kannſt es, ſprach Arthur — „nicht irdiſche Hülfe verlange ich, meine Stunden ſind gezählt, mein Leben verrinnt und ich fürchte den Augenblick und ſeine Schrecken nicht mehr! Aber ſchwöre mir, Edgar! — bei dem Leben, das ich Dir rettete, bei Allem, was Dir theuer auf Erden, bei Deiner Seele Seeligkeit ſchwöre mir — — —“

„Vollende, was ſoll ich ſchwören?“ rief Edgar.

„Daß Du bis zum erſten Stundenſchlag des erſten Tages des kommenden Mondes keinem Menſchen, wer

es auch sey! — das Mindeste verrathen wirst, von dem, was Du hier erfuhrst, nach was Du sonst über mich weißt! — schwöre es mir!" —

„Ha, seltsam!" murmelte Edgar, indem ein Grauen ihn überkam — aber Arthur wiederholte dringend und ängstlich mit hohler Stimme: „schwöre mirs!"

„Wohlan!" sagte Edgar, „es sey!" und er leistete den Schwur.

„Und nun noch eine Bitte!" sprach Arthur, immer schwächer werdend: „Geleite mich auf jenen Felsen dort und lege mein Gesicht so, daß das Mondlicht es bestrahlt. —

„Weh!" rief Edgar, „was verlangst Du! — ha, ich ahne! Unseeliger! wär' es wahr, was man mir in Albano und hier sagte: Du seyst ein —

„Halt ein!" gebot Arthur! „wegen grauser Frevelthaten ist dieser Boden hier verflucht, Dein Leben ist bedroht, wenn Du hier es aussprichst, was Du denkst! — Thu, was ich Dir sagte und entfliehe dort hinaus!" — Er deutete mit der Hand die Richtung an.

Da that Edgar zitternd, wie Arthur verlangt hatte, führte ihn auf den mondbeglänzten Felsen und drehte sein Gesicht so, daß die Strahlen des Mondes es hell beleuchteten.

„Habe Dank!" stöhnte Arthur — „Gedenke Deines Schwures!" dann zuckte er heftig zusammen und lag gleich darauf kalt und leblos da. — Mit verhülltem Gesichte floh Arthur den Ort des Schreckens.

Immer heller und heller ſchien der Mond auf den kahlen Fels, wo Arthur's Leichnam lag! Es war, als ſammle ſich alles Licht nur auf dieſem einzigen Punkt. Und wie der Mond ſo hell ſchien, da kehrte nach und nach wieder Leben in die erſtarrte Bruſt zurück — noch einige Minuten und Arthur athmete tief; dann erhob er ſich raſch und kräftig und rief, indem abentheuerliche Larven ihn jubelnd umſchwärmten, mit fürchterlichem Hohn: „Wer will die Todten morden?“

„Trügt mich nicht Alles,“ unterbrach der Freiherr hier den Erzähler, indem er ſich zu Reiner neigte, — „ſo haben Sie eben dieſen Moment in Ihrer Skizze dargeſtellt! jedenfalls möchte ich Ihr Bild lieber auf ihn, als auf den Schwur des Vampyrs, deſſen nur ſo oben hin gedacht wird, bezogen wiſſen, trotz den wie zum Schwur erhobenen Fingern der rechten Hand und dem Hinabdeuten der Linken, als rufe er Himmel und Hölle zu Zeugen an.“

„Wenn ich ehrlich ſeyn ſoll,“ verſetzte der Maler kleinmüthig, „ſo muß ich bekennen, daß dieſe Figur, in der Sie ſo viel Abſicht zu finden ſo gütig ſind, ganz und gar dem Zufall ihr Entſtehen dankt, welches nöthigenfalls Fräulein Alma vor Gericht mir bezeugen könnte, ſo es irgend Jemanden einfallen ſollte, meine wahrhafte Erzählung des Vorganges für eine reſpective Gaskonade zu halten.“

„Ei, wie denn das?“ fragte der Freiherr und Reimer erzählte: „Als ich dieſen Morgen mit dem Fräulein Alma ihre Zeichenſtunde begann und ſo eben einen Bogen

des köſtlichen Pergamentpapiers von Pietro del Vechio in Leipzig aufgeſpannt hatte, kam Fräulein Almas kleiner Canarienvogel zutraulich herbeigeflogen, ſetzte ſich auf mein Haupt und ſchüttelte ſich das! Unglücklicherweiſe war er aber kurz vorher in das Näpfchen mit angeriebener Tuſche gerathen, und ſo wie er ſich ſchüttelte, ſtanden alsbald fünf zierliche ſchwarze Kleckſe auf dem ſchneeweißen Papier, ſo, daß es für Fräulein Alma gänzlich unbrauchbar wurde. Nun, das hier zu Lande für ſchweres Geld nicht zu erhaltende Papier durfte mir nicht verloren gehen! ſchnell nahm ich den Pinſel, entwarf auf der Stelle, wo der erſte Punkt hingekommen war, den Kopf; bei den vier andern Punkten: Hände und Füße; verband dieſe einzelne Theile durch einen Hals, Rumpf, Arme und Beine und als ich nun die Figur betrachtete, ſchien ſie mir gar wohl paſſend, einen Vampyr vorzuſtellen. Raſch entwarf ich nun die andern Fratzen und konnte ſo ſehr leicht mein Verſprechen von geſtern Abend löſen."

Der Freiherr lächelte und alle betrachteten jetzt die Zeichnung mit erneutem Intereſſe.

„Der Zufall hat es diesmal gut mit Ihnen gemeint!" ſprach die Freifrau, „wären die Punkte ein wenig anders gerathen, ſo dürfte es Ihnen ſchwer geworden ſeyn, eine Figur daraus zu bilden."

„Im Geringſten nicht!" verſetzte Reiner; „Es iſt ein altes Malerkunſtſtück und jeder nur einigermaßen in Verkürzungen geübte Zeichner muß es machen können, die Punkte mögen ſtehen wie ſie wollen."

Die Freifrau ſchüttelte ungläubig das Haupt, doch Reiner zog fünf Würfel nebſt einen Bleiſtift hervor, breitete einen Bogen Papier auf dem Tiſch aus, und reichte dann die Würfel der Freifrau mit der Bitte, einen Wurf zu thun.

Sie that es; als die Würfel lagen, machte Reiner bei jedem einen Punkt, nahm dann die Würfel weg und fing an zu zeichnen. Nach noch nicht völlig zwei Minuten war die Zeichnung vollendet, ſie ſtellte eine tanzende Hebe dar, das Geſicht war Almas treueſtes Portrait.

Die Zeichnung fand allgemeinen Beifall. Alle warfen der Reihe nach einigemale und Reiner wußte immer neue, zum Theil ſehr ergötzliche Geſtalten herauszuzeichnen, welche der Freiherr, als das Spiel endete, ſorglich ſammelte, um ſie in ſein Album zu verſchließen. Die Freifrau aber verſprach dem Maler für die neue angenehme Unterhaltung, welche er aufgebracht: „daß ſie und Alma nun ebenfalls verſuchen würden, ein kleines Kunſtwerk, ſo gut man es von Frauenhänden verlangen könne, hervorzubringen, welches ihm dann als Angedenken an dieſen Abend überreicht werden ſolle.“

„O Sie Glücklicher!“ flüſterte Franz ihm zu, „wer doch auch ſo zeichnen könnte!“

Heiter trennten ſich Alle, erſt ſpät nach Mitternacht.

Ende des zweiten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

1) Der Willi-Tanz. Mündlich.

2) Die drei Königstöchter. Dieses abentheuerliche Mährchen, in welchem sich viele Zuthaten aus den Volkssagen anderer Völker vorfinden, ist ungarischen Ursprungs und wird wie es hier steht, von dem Grafen Mailath in seinen „Mährchen und Sagen der Magyaren erzählt.

3) Die Falkenburg. Mündlich.

4) Der heilige Nikolaus. Mündlich.

5) Die todte Braut. Mündlich.

6) Kaiser Friedrich I. und Gela. Mündlich.

7) Der Zweikampf. Mündlich.

8) Der Sylvesterabend. Mündlich.

9) Die erborgten Haare. Mündlich.

10) Die Mährchen von Rübezahl — Musäus Volksmährchen der Deutschen, Sagen aus dem Riesengebirge, W. Menzel: Rübezahl, ein dramatisches Mährchen. J. Kyser: „das Buch von Rübezahl"

11) Die Nissen. Diese allerliebste Sage erzählt, wie sie hier steht, der Herr A. T. Beer in seiner trefflichen Novelle: „Die Brüder." Sonst auch mündlich. — Auch in Deutschland sind die Nissen unter dem Namen Heimchen bekannt; von Friedrich Kind besitzen wir eine meisterhafte kleine Ballade über einen Hauskobold dieser Art, der den Besitzer des Hauses, welches er bewohnt, dergestalt plagt, daß dieser das Haus anzündet und davon flieht; aber der Kobold sitzt auf dem Karren, worauf der Fliehende seine Habe gerettet hat, und ruft ihm neckend zu: „Es war eben die rechte Zeit, daß wir uns davon machten, um nicht zu verbrennen." Diese Sage erzählt auch Grimm in den deutschen Volkssagen. Am Harz sind die Nissen unter dem Namen Wichtelmännchen bekannt und H. Heine läßt in seinen Reisebildern seine hübsche Bergmannstochter von ihnen erzählen:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brod und Speck;
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

Kleines Völkchen, unsre Sahne
Nascht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüssel stehen,
Und die Katze säuft den Rest.

12) Fiedelhänschen. Dieses Mährchen darf ich als eine Ori-

ginalarbeit von mir betrachten. H. Heine erwähnte einmal kurz hin gegen mich des Grimm'schen Mährchens: „Klein Friedel mit der Geige." Die Idee gefiel mir, ich schrieb mein „Fiedelhänschen," ohne das Grimm'sche Mährchen gelesen zu haben. Erst nachdem meine Arbeit schon in einem „Buch für Kinder gebildeter Stände" Leipzig, bei Otto Wigand, so wie in dem Pfennig-Magazin für Kinder abgedruckt war, kam mir nach zwei Jahren Grimm's Bearbeitung zu Gesicht. Die große Verschiedenheit beider Mährchen in Tendenz und Ausführung wird Jedem, der sie liest, sogleich in die Augen fallen.

13) Der Teufel vor Gericht. Mündlich.

14) Der Vampyr. Byron's Fragment, so wie die ihm fälschlich zugeschriebene Novelle, ein Drama aus dem Englischen, „Der Vampyr" (mit einem Vorspiele, der Traum in der Fingalshöhle) in Wien unter dem Titel: „die Todtenbraut" (auf dem Theater an der Wien seiner Zeit ein Cassenstück) so wie Wohlbrück's und Heigel's Bearbeitung dieses Stoffs zu Operntexten, bilden die Materialien, woraus ich meine Sage zusammensetzte — wohl oder übel, wie man will, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade, nur soviel: ich glaube, wo für das Volk nichts ist, soll man versuchen: etwas zu schaffen, und allerdings glaube ich dann, daß diese Bearbeitung immer noch besser ist, als eine treue Wiedererzählung der ekelhaft-grausigen Vampyrgeschichten, wie sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Ungarn aus halb Europa mit Entsetzen und Furcht erfüllten. Wie allgemein der Vampyrglaube damals war, geht aus den vielen über diesen Gegenstand gewechselten gelehrten und gerichtlichen Gutachten hervor; der Glaube am Vampyrismus scheint übrigens uralt und ich fürchte nichts zu wagen, wenn ich seine Spur in den Lemuren der alten Griechen suche. Diese Bemerkung wird mich übrigens wohl vor dem Verdacht bewahren, daß ich die Unwissenheit des Herrn von Runsitten theilte, der da meint, nur in einem trüben neblichten Lande habe der Vampyrglaube entstehen können; im Gegentheil, eben unter dem heitersten, lichtesten Himmel der Türkei, Griechenlands und Ungarns ist die Heimath der Vampyre zu suchen.